Olla Potrida.

1780.

Viertes Stück.



NOSTRADAMUS.

Berlin,
in der Weverschen Buchhandlung.





I. Gedichte.

1. Impromptu auf einige Kartenblätter, die der Verfasser empfing, um Verse darauf zu schreiben.

Wenn euch die Muse anvertraut,
Was sie im Dichterschlummer träumet,
Und mühsam aneinander reimet,
Weil sie zu sehr auf Nachsicht baut;
Dann wünscht sie oft mit stillem Beben:
„O hätte Sie, die euch mir gab,
„Auch Ihres Geistes Schwung und Leben,
„Und Ihren Witz dazu gegeben,
„So lohnte euch kein frühes Grab,
„So würdet ihr, statt zu verwesen,
„Von Welt und Nachwelt noch gelesen.

K — d.

2.

An die Tonkunst.

Gotha den 29. August 1779.

Voll Empfindung grüß' ich dich,
Komm vom Sonnenthrone,
Holde Göttin! die auch mich
Kohr zu ihrem Sohne.
Denn du warst die Schöpferin
Meiner besten Freuden,
Schenktest öfters meinem Sinn
Götter-Seeligkeiten.

Daß bey meiner Brüder Schmerz
Meine Zähre fliesset,
Daß mein Herz in Freundes Herz
Gerne sich ergiesset;
Daß ich es um Gold und Kron
Nicht vertauschen wollte, —
Wem gebühret Dank und Lohn,
Wem als dir, du Holde!

Sahest du nicht mein Gesicht
Oft vor Wonne glühen?
Hört' ich mit Entzücken nicht
Benda's Harmonien?
Sang nicht meine Minna *) heut
Mit der süssen Kehle
Ruhe mir, und Heiterkeit
In die trübe Seele?

Wenn

*) Minna Brandes. Ich hörte sie an diesem Tag zum erstenmal in ihrer ganzen Stärke.

Wenn mein ungestümes Herz
Schneller oft sich hebet,
Und ein unnennbarer Schmerz
Durch die Seele bebet:
O! dann rühreſt du ſo ſüß
Des Klavieres Saiten,
Zauberſt mir ein Paradies
Nie gefühlter Freuden.

Göttin, wer dich nicht verehrt,
Wem du's Herz nicht weiterſt,
Iſt des Lebens nimmer werth,
Das du ſo erheiterſt.
Eiſern iſt des Mannes Bruſt,
Nichts kann ſie erheben;
Er miskennet jede Luſt,
Und verträumt ſein Leben.

Neige dich zu mir herab,
Höre mich, o höre!
Gieb mir, daß ich bis ins Grab
Göttin, dich verehre!
Wenn in meiner Tage Lauf
Sorgen mich umziehen;
O! ſo heitre du dann auf
Mich mit Melodien.

Bilde mir in deinem Hain
Auch mein künftig Weibchen!
Mach die Seel' ihr hell und rein,
Mach ſie ſanft, wie Täubchen.
Gieb, daß ſie der Saiten Klang
Mit Entzücken höre,
Und im frohen Wechſelſang
Dich mit mir verehre.

Wirst du, durch mein Flehn erweicht,
Göttin! um mich schweben,
O so geh ich froh und leicht
Durch dies Erdeleben;
Heitre mich durch's Weibchens Sang,
Stille bange Thränen,
Selbst des Todes dumpfer Gang
Wird mir lieblich tönen.

Wagenseil.

3.
Fragmente einiger Lieder
von Hölty.

I.

Alles liebt jezt! Liebe gleitet
Durch die blühende Natur,
Und der schöne Mayen breitet
Ruhebetten auf die Flur,
Das verliebte Haingefieder,
Das sich neue Zellen baut,
Tönet süße Liebeslieder,
Wenn der Morgenhimmel graut.

Liebe mahlt izt hellere Rosen,
Um den Mund der Schäferin,
Schäferin und Schäfer kosen
Manche goldne Stunden hin;
Sitzen unter Apfelblüthen,
Winden Blumen in ihr Haar,
Kleine Liebesgötter bieten
Nectar ihren Lippen dar.

Unschuld

Unschuld blickt aus ihren Minen,
Unschuld ihres Standes Loos,
Rothe Blüthen taumeln ihnen,
Aus dem Wipfel in den Schoos
rc. rc.

II.

— — — — —

Auf ihre Stirn und kleine Wangen gießen,
Ihr engelreines Herz,
Dem Flittergold der großen Welt verschließen,
Und dem Romanenscherz.

Durchwandle Hand in Hand mit ihr in Mayen
Die Scenen der Natur,
Und mische sich mit ihr oft in die Reihen
Der Schäfer auf der Flur.

Geuß in ihr Herz die zärtlichsten Gefühle,
O Unschuld, spiel mit ihr,
Bis ihre Pracht sich wölbet, Schäferspiele,
Vor ihrer Hirten Thür.

4.

Das Kartheuserkloster.

Erfurt 1776.

Du stille geweihte Behausung, des Grabes rührendes Vorbild,
Welch eine geheime Empfindung heftet mein Auge, voll Thränen,
Auf deine einsamen Hütten? *) – Ehrwürd'ger Greis, du Bewohner

*) Anm. Die Kartheusermönche wohnen nicht in einem einzigen Gebäude, sondern ein jeder wohnet, ganz abgesondert, für sich in einem klei-

Des Orts der Still' und der Andacht, Heil dir! vom leeren
Gewimmel
Der gaukelnden Eitelkeit fern, und fern vom Geräusche des
Stolzes,
Kannst du mit eignen Händen dein einsames Gärtchen dir bauen,
Und deine Seele, die oft, mit edlem Unwillen, strebet,
Aus ihrem Kerker zu fliehen, mit jedem kommenden Tage,
Dem Himmel würdiger machen – Heil dir! genieße die Seegen
Der göttlichen Einsamkeit ganz, daß dein von Erdegedanken
Schon lang entwöhnter Geist, in Engelgefühlen zerfließe
Und zu seinem ewigen Ursprung sich jauchzend emporschwinge –
herrlich,
O Greis, war so das Loos deiner Tage! du aber, den Jahre,
Voll Kummer des Lebens durchlebt, noch nicht die sinkende Scheitel
Bereiften, rüst'ger Mann, und du starker, blühender Jüngling,
Der, für die Freuden des Lebens, die einsame Zelle sich wählte;
O warst du vielleicht das Ziel der Verachtung des höhnenden
Stolzes?
Betrog dich vielleicht ein falscher Freund? oder fühltest du lebhaft,
Wie alle die Wünsche der Menschen und ihre Hoffnungen alle
So nichtig und doch so stolz sind? War's verbitternder Eckel
Vor diesen schaalen unschmackhaften Freuden des Lebens, der
dir einst
Den blumigten Schauplatz der Welt zur traurigen Einöde machte;
Dann wohl auch dir! daß du eine sichere Freistadt vor allen
Den list'gen Ränken der Bosheit fand'st, und vor dem Geräusche
Der Thoren, und vor der Verführung des schön gleißenden Lasters,
Und vor des Lebens betrüglichen Freuden fand'st! – doch was
seh ich?

Im

kleinen Hause, welches mit einer hohen Mauer umgeben ist: innerhalb dieser Mauer ist ein kleines Gärtchen, welches sich der jedesmalige Besitzer selber bebauen kann. Die Anzahl der Häuser stimmt mit der Anzahl der Mönche überein: sie sind so gebauet, daß man nicht aus einem ins andre kommen kann, weil die Thür eines jeden Hauses nur zu einem gemeinschaftlichen Gange in die Kirche führet. Die Strenge dieses Ordens ist bekannt. Ein Karthausermönch kommt zeitlebens nicht wieder aus den Mauren seines Klosters.

Im Aug' eine stumme Zähre, zittert langsam die Wange
Des Jünglings herab, der abgehärmt und bleich sein gebrochnes,
Hinsterbendes Leben verweinet, und wie die lechzende Blume
In schwülen Tagen dahinwelkt. – Der du im geheiligten Kerker,
Von keinem Strahl erquickt, aus Zwang oder Unbedacht schmachtest,
O weine, Jüngling, weine! dein Gott vergiebt dir die Zähren,
Die der unschuldige Wunsch der Natur aus der Seele dir preßte!
O könnt' ich doch meine Thränen mit deinen Thränen vermischen,
Und sanften lindernden Trost in deine Seele hinweinen!
Sanftlächelnd geht die Sonn' am Frühlingsabend dir unter,
Noch röthet ihr letzter Strahl mitleidig dein einsames Fenster,
Du legst dich hin auf dein Lager, und träumst von künftigen Tagen,
Voll glänzender Aussichten, schwimmst in Wonnegefühlen, ver-
lierst dich
In Labyrinthen von Freuden, erwachst vom glücklichen Schlummer,
Und siehest – ach, deiner traurigen Zelle öde vier Wänd', und
Kein Strahl von Hoffnung lächelt hinein – o säuselt Zephire
Um dieses Jünglings Haus, liebkoset und trocknet mitleidig
Vom Auge die Zähr' ihm! Blühet, ihr Blumen, in seinem Garten,
Und um sein Fenster erschalle, dein tröstendes Lied, Philomele!
Bis der Allliebende einst, von des Lebens quälenden Banden
Die leidende Seele befreiet, dann wirst du, voll zärtlicher Wehmuth,
Noch oft in durchthaueten Nächten um seine Grabstätte klagen.

C. P. Moritz.

5.

Elegie des Properz B. I. 14.

An Tullus.

Ob du gleich, sanft hingeworfen am Tiberinischen Ge-
wässer, Lesbische Weine aus Mentorischer Arbeit trinkst,
und bald verwundernd die schnellen Kähne laufen, bald

die Nachen langsam vom Anker abstoßen siehst; obgleich der ganze Hain dichte Bäume mit ihren Wipfeln so hoch erhebt, als die Bäume, die den Kaukasus drucken: so vermögen doch diese Dinge nicht, sich mit meiner Liebe zu messen. Amor pflegt nie großen Reichthümern zu weichen. Denn, sie mag nun mit mir die gewünschte Ruhe genießen, oder mit willfähriger Liebe den Tag hinbringen, dann, dünkt mir, strömen in meine Wohnung die Gewässer des Pactolus, werden mir Edelsteine unter den rothen Wellen gesammelt. Dann bürgen mir meine Freuden, daß mir Könige weichen würden! O daß sie dauerten, bis das Schicksal meinen Untergang will! denn wer freut sich der Reichthümer bey widriger Liebe? Ich verlange kein Glück, wenn Venus mir unhold ist! Sie kann die Riesenkräfte von Helden erschlaffen, kann Felsenherzen Wunden schlagen. Sie fürchtet sich nicht, Arabiens Gränzen zu überschreiten, sie scheut sich nicht, Tullus, sich unter eine Purpurdecke zu schleichen, und den armen Jüngling im ganzen Lager umzuwälzen. Was lindert Seide im bunten Gewebe? So lange diese Göttin mir ihre Gunst schenkt, werde ich kein Bedenken tragen, alle Reiche der Erden und alle Geschenke des Alcinous zu verachten.

6.

Elegie des Properz B. I. 15.

An Cynthia.

Oft fürchtete ich viel Drangsal von deinem Wankelmuth, nur diese Untreue nicht, Cynthia! Siehe, in welche Gefahren mich Fortuna hinreißt; dennoch bist du fühllos bey

bey meiner Furcht, und kannst den gestrigen Haarputz mit den Händen herstellen, und mit langen Zaudern dir ein Gesicht suchen, nicht minder die Brust mit morgenländischen Steinen schmücken, wie eine Schöne, die dem neuen Gatten entgegen zu gehn sich rüstet. Aber nicht so hatte die durch des Ithakers Entfernung gerührte Kalypso vordem an dem einsamen Meere geweint. Viele Tage hatte sie traurig mit ungeschmücktem Haar gesessen, und vieles den ungerechten Fluten vorgesagt. Ob sie gleich nie ihn wieder sehen sollte, empfand sie doch Schmerz, des langen Vergnügens eingedenk. Alphesiboa rächte statt des Gemahls ihre Brüder, und die Liebe zerriß die Bande des geliebten Geschlechts. Nicht so blieb, als die Winde den Aesoniden entrückten, die bekümmerte Hypsipile im öden Zimmer stehn. Hypsipile empfand nachher keine Liebe mehr, nachdem sie einmal für den Aemonischen Fremdling geschmachtet. Evados, durch die späte Liebe des Gemahls getödtet, starb, der Ruhm Argivischer Keuschheit. Keine von diesen hat dein Betragen ändern können, daß du auch berühmt in der Geschichte würdest. Höre dann auf, Cynthia, den Meineid durch deine Reden zu erneuern, enthalte dich, die Götter, die ihn vergessen, zu erinnern. O Frevlerin, du wirst, ach mit meiner Gefahr, dafür leiden, wenn etwa dir etwas Hartes zustieße! Eher mögen die Ströme ohne Laub in den weiten Ocean gleiten; eher das Jahr seinen Wechsel verkehren, als daß die Sorge um dich aus meiner Brust entweiche! Du seyst, was du willst, du sollst mir doch nicht fremd seyn! Wiewohl mir die Augen verächtlich scheinen sollten, um derentwillen ich oft dem Meineide geglaubt. Du schwurest, wenn du gelogen hättest, sollten sie dir in die untergehaltenen Hände ausfallen. Und kannst du sie nun wohl zur hohen Sonne aufheben? Zitterst du nicht, der begangenen Bosheit bewußt?

wußt? Wer nöthigte dich, auf mancherley Weise bleich zu werden? Und aus den widerstrebenden Augen Thränen zu locken? Ich — wie glücklich vordem — stürze ins Verderben, eine Warnung andern Liebenden, daß es stets unsicher sey, irgend einigen Liebkosungen zu trauen!

S.



II. Dramatische Aufsätze.

Der Arrestant.

Ein Lustspiel in Zwey Aufzügen nach Carmontel.

Personen.

Der Kommendant.
Die Frau Kommendantin.
Die Baronesse von Willmar.
Der Graf.
Lebrun, sein Kammerdiener.
Ein Major
Ein Corporal.
Soldaten

(Die Scene ist in einer Festung.)

Erster

Erster Aufzug.

Das Theater stellt den Waffenplatz einer Festung vor, mit Bäumen und Bänken, und in der Tiefe liegt ein Schloß mit Thürmen, worinn die Gefangene verwahrt werden.

Scene I.

Der Graf. Lebrun.

Graf,

(der tiefsinnig auf und abgeht.)

Ja, unser Glück wohnt in uns, in unserm Herzen, und diese Erfahrung mache ich hier, hier? Ach, Lebrun, wie vergnügt, wie zufrieden bin ich mit meinem Schicksal; ich fühle, ich empfinde, was ich noch nicht kannte —

Lebrun. Den Werth der Freyheit, ohne Zweifel. Aber wie lange werden wir noch stecken müssen? Ihre Sache zieht sich auch verhenkert in die Länge.

Graf. In die Länge? Was willst Du damit sagen?

Lebrun. Habe ich mich vielleicht betrogen? Sind Sie vielleicht im Begriff, diesen Ort zu verlassen.

Graf. Zu verlassen? Ach Lebrun!

Lebrun. Ach Lebrun, und nichts, als: ach Lebrun! Wahrhaftig, mit alle den Ach's bleibe ich so klug wie zuvor. Ich sage es Ihnen, ich ennuyire mich zu Tode, schon ganzer sechs Monate eingesperrt zu seyn. Dieser Ort ist so verwünscht traurig —

Graf. Traurig?

Lebrun.

Lebrun. Ja, Herr Graf! Das ewige Getrommel, die Runden, die Gräben, so tief, so tief! ach es schwindelt mir, wenn ich nur daran denke. Und dann die ganze Nacht durch, ein Geschrey in allen möglichen Tönen: Wer da? Steh Rund, Unterofficier 'raus! Ich kann kein Auge zuthun. — Sie lachen? — Und doch ist nichts gewisseres, ich nehme zusehends ab.

Graf. Wir wollen schon einmal wieder herauskommen, Lebrun. Und Du, Du kannst ja überhaupt gehen, wohin Du willst, nichts hält Dich auf.

Lebrun. Herr Graf, wie können Sie mir zutrauen, daß ich Sie in Ihrem Unglück verlassen würde? Aber gestehen Sie mir, es war ein toller Einfall, daß Sie sich für eine Dame herumschlugen, die Sie nicht kannten, und vielleicht niemals kennen lernen werden.

Graf. Das ist eben die Quelle meines Glücks: Ich bin weit entfernt, es mich reuen zu lassen.

Lebrun. Und dann plagt der Teufel noch Ihren Gegner, daß er krank wird, und sechs Wochen darauf, nachdem Sie ihm bleßirt haben, aus der Welt geht, gleich nimmt man Sie beym Kopf, schickt Sie hieher und verfequestrirt alle Ihre Güter. Glauben Sie nicht, daß Ihr Onkel alles anwenden wird, um Sie so lange als möglich eingesperrt zu lassen, nur, damit Sie keine neue Thorheiten anfangen können?

Graf. Mag er doch, Lebrun, mich kümmerts wenig. Ich habe die angenehmste, die schönste Entdeckung gemacht, eine Entdeckung —

Lebrun. Die schönste Entdeckung, die wir machen könnten, wäre wohl, wie wir hier und zwar geschwinde Abschied nehmen könnten.

Graf. Höre, Du weißt, wie übel ich zeither mit meinem Vermögen gewirthschaftet habe, um glücklich zu wer-

werden; wie ich allen Vergnügungen, allen Freuden nachjagte, und sie nie erhaschte, wohl aber Langeweile und Verdruß die Menge erbeutete. Ach Lebrun, wie bin ich verändert; hier, hier erwartete mich das Glück.

Lebrun. Hier?

Graf. Ja hier! Mein Herz hatte noch nicht geliebt; und in der Stille der Einsamkeit lernt man die wahre Liebe kennen.

Lebrun. Wahre Liebe? Ja wahrhaftig, da sind Sie sehr verändert!

Graf. Gewiß, guter Lebrun, denn ich liebe, ich bete die Baronesse von Willmar an.

Lebrun. Die Baronesse von Willmar? So eine verständige, tugendbelobte Wittwe? welch ein Einfall! Ach, Herr Graf, Sie denken nicht daran! So schön auch die Baronesse ist; — in Ihrem Alter — Mein! das ist eine traurige Liebe; wenn das die Leute erführen, was würden sie von Ihnen sagen? Sie würden finden, daß Sie sehr tiefgesunken wären, sehr tief!

Graf. Laß sie reden, ihre Anmerkungen bekümmern mich wenig.

Lebrun. Ach, seyn Sie nur erst wieder frey; ich weiß, Sie werden geschwind die Sprache ändern, wieder von der Blonden zur Braunen, und von einer Liebe zur andern flattern, und selbst über das lachen, was Sie alleweil gesagt haben.

Graf. Nein, nein, Du betrügst Dich. Es ist geschehn; ich Liebe und zwar in Ernst!

Lebrun. Nun gut, so muß ich's glauben; Aber lassen Sie uns einmal vernünftig miteinander reden. Die Baronesse wird bald von hier weggehn, und Sie, Sie werden bleiben müssen, und nur noch einmal so un=

unglücklich seyn, als vorher. Man begreift überhaupt nicht recht, was die Baronesse hier die zwey Monate über aufhalten kann, da ihr Bruder, den sie hieher begleitete, gestorben ist. Sie stellt sich zwar, als ob sie sich nicht von der Kommendantin trennen könnte, aber das ist eine viel zu lächerliche Frau, als daß sich nur eine wahre Freundschaft zwischen den beyden denken ließ.

Graf. Eben deswegen wage ich es manchmal zu hoffen —

Lebrun. Daß die Baronesse Sie wieder liebe? Einbildung, sage ich Ihnen, Wirkung der Eigenliebe.

Graf. Unterdessen scheinen mir doch ihre Augen zu verstehen zu geben, daß ich ihr nicht mißfalle. Ihre Blicke, ihr bezauberndes Lächeln durchdringen meine Seele, und schmeicheln mir mit den süssesten Hoffnungen.

Lebrun. Ach das thun große Augen immer, sie scheinen alle Welt zärtlich anzugucken; Wer wird auf solche Augen bauen?

Graf. Schwatze wie Du willst, Du raubst mir meinen süssen Wahn doch nicht.

Lebrun. Gut, wenn Sie Gefallen daran finden. Aber alsdenn muß ich Sie auch warnen, auf Ihrer Hut zu seyn.

Graf. Wie so?

Lebrun. Die Frau Kommendantin sieht Sie oft auf eine Art an, daß alle Ihre schönen Entwürfe vereitelt werden könnten. Sie wissen wohl, wo einmal Eifersucht sich ins Spiel mischt, da —

Graf. Schweig! ich werde den Kommendanten und den Major gewahr.

Lebrun. Ach ich vergas, daß ich Ihnen einen Brief zuzustellen habe.

Graf. So gieb hurtig, und geh'. (Er liest während des folgenden Auftritts den Brief im Hintergrunde des Theaters. Lebrun ab.)

Scene II.

Der Kommendant. Der Major mit einem hölzernen Fuß. Ein Corporal. Der Graf.

Kommendant.

Also in dem halben Mond werden wir zwey Fuder Heu mehr kriegen, Herr Major?

Major. Ja, Herr Kommendant, und wenn Sie mich wollen machen lassen, so stehe ich Ihnen dafür, in einem Jahr müssen Sie doppelt so viel Heu bekommen; denn ich, wie Sie mich hier sehn, versteh mich auf die Landwirthschaft, und weiß Mittel und Wege genug, um zu meinem Zweck zu gelangen. Primo —

Kommend. Herr Major, gieng's nicht an, daß wir das Glaris vom bedeckten Weg ein wenig weiter hinausrückten. Wir könnten ja vorgeben, man könne der Festung zu nahe kommen, den Gefangenen Zeichen machen u. s. w. Das wird unser Heu ansehnlich vermehren. Hem! Hem! was denken Sie dazu?

Major. Gut ausgedacht, Herr Kommendant; wenn Sie wollen, so nehme ich es auf mich, ich! Ich bin vor diesem Ingenieur gewesen, o kein Mensch zeichnet geschickter. Sie hätten mich bey einer Belagerung sehn sollen; ich avancirte immer unbedeckt; nichts hielt mich auf; und wenn ich einmal in Schuß kam, so wäre ich ehe über alle Werke des Platzes hinweggesprungen; denn es kommt da alles auf eine gewisse Art und Weise an, wie man —

Kommend. Herr Major, lassen Sie doch dem Musquetier Piper und dem Musquetier Frenz ein zwanzig aufzählen; der erste hat ohne Hahn am Gewehr Schildwache gestanden, und der andere hat kein Bajonet gehabt.

Major. Das kann wohl seyn. Ich predige ihnen immer vor — denn Sie wissen, niemand führt pünktlicher die Inspektion bey der Wachparade, als ich. Sie müssen vielleicht nicht Acht gehabt haben —

Kommend. Das thut nichts zur Sache, nichts zur Sache, die Schuld mag an ihnen gelegen haben, oder nicht; genug — Sie verstehen mich, Herr Major.

Major. O gewiß, gewiß, mir braucht man eine Sache nicht zweymal zu sagen, mir nicht; nichts ist deutlicher: und überdieß bin ich die Einsicht selber. Zum Exempel, eines Tages, es war bey der Parole in dem letzten Feldzug, den ich gethan habe. In dem letzten? Nein, wenn ich sage der letzte, so meyne ich, den vorletzten, den in Böhmen, unter dem Feldmarschall von — von — Wie nannte er sich doch? Der Name thut nichts zur Sache; daß ich meine Rede nicht vergesse, also — Ach, hören Sie, es war da, wo ich mein Bein verlor — was ich sagen wollte —

Kommend. Eben fällt mir was ein; könnten wir auf der Gallerie, Nummer zwey, nicht was an der Erleuchtung ersparen? Das wären täglich drey Lichter, die uns zu gut kämen, das trägt in der Länge schon was aus — Nun, Herr Major?

Major. Der Einfall ist vortreflich. Man könnte auch selbst das Holz für die Hauptwache ein bischen beschnippeln.

Kommend. Ja, ja, das geht an! das alles müssen wir wieder zusammen überlegen; Wissen Sie was, essen

Sie

Sie heute eine Suppe mit mir; nachher wollen wir auch die Weinniederlage und das Brodmagazin vornehmen. Aber vor allen Dingen, Herr Major, erst gegessen, das ist meine Meinung, meine!

Major. Und die meine auch, Herr Kommendant; man gewinnt immer dabey, wenn man zwischen der Entstehung eines Projekts und seiner Ausführung etwas Zeit läßt, und wie unser seliger Obristlieutenant sagte, als er noch unter dem Herrn von —

Kommend. Bis aufs Wiedersehn, Herr Major: ich will in der großen Bastion ein bischen frische Luft schöpfen, damit mir das Essen schmeckt.

Major. Recht so, Herr Kommendant. Und ich will das Krankenhaus, die Casernen, die Hauptwache und die Vorrathshäuser visitiren, und hernach ein wenig bey der Frau Kommendantin einsprechen, um ihr meine Aufwartung zu machen. Denn es war gestern Abends schon spät, wie ich sie verließ, und ich bin in Sorgen, daß —

Kommend. Gehn Sie nur, gehn Sie nur, Herr Major.

Scene III.

Der Kommendant. Ein Corporal. Der Graf.

Kommendant.

Und ich, ich will dorthin gehn, und sehn, ob ich nicht den Grafen antreffen kann. (Sich umkehrend.) Ach, da sind Sie ja, Herr Graf, eben wollte ich Sie suchen.

Graf. Ich wartete nur, bis Sie den Herrn Major abgefertigt hätten, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.

Kommend. Mein Befinden ist heute nicht das beste, Herr Graf.

Graf. Wie so? Erinnert Sie vielleicht Ihr Arm, Ihr Bein, Ihre Schultern, Ihre Augen an Ihre glorreiche Blessuren, und daß sich das Wetter ändern will?

Kommend. Ey nicht doch, nicht doch. Ich habe zwar wohl ein wenig die Gicht in dem Knie, doch das ist es nicht — Unterofficier!

Corpor. Hier!

Kommend. Laßt keinen Menschen hierher, er sey wer er wolle.

Corpor. Gut, Herr Kommendant.

Kommend. (zum Grafen) Sie wissen, daß ich Sie, den Befehl des Hofes zuwider, sehr freundschaftlich behandelt habe, und daß —

Graf. Ich bin von so viel Gütigkeit aufs innigste gerührt, und ich wünschte nur, Gelegenheit zu finden, Ihnen meine Dankbarkeit auf eine thätige Art beweisen zu können.

Kommend. Die Gelegenheit will ich Ihnen verschaffen, Herr Graf.

Graf. O Sie machen mir die größte Freude; ich bitte, befehlen Sie.

Kommend. Sie geniessen hier die vollkommenste Freyheit, weil Sie ein Mann vom Stande und von Ehre sind, weil Sie einen Stein bey mir im Brete haben, und weil ich mich auf Leute verstehe, ich! hem, hem.

Graf. Ich bin erfreut, daß Sie eine so vortheilhafte Meinung von mir hegen.

Kom-

Kommend. O was ich Ihnen da sage, das sage ich wer's nur hören will, meiner Frau, dem Major, der Baronesse.

Graf. Der Baronesse? Nun?

Kommend. Das ist eben mein Geheimniß. Unterofficier, es kommt doch niemand?

Corpor. Nein, Herr Kommendant.

Kommend. Meine Frau, unter uns, kann es nicht lange mehr machen. Die Baronesse ist schön, jung, reich, ihre eigene Herrin. Sie entzückt mich! wenn ich sie sehe, wird mir's ganz wunderlich vor den Augen, und ich denke mich in die Zeit zurück, wo ich noch Fähndrich war: auf Ehre!

Graf. Ich glaube es Ihnen. Aber weiß sie nun Ihre Liebe!

Kommend. Das ist eben der Teufel! ich habe ihr noch nichts davon sagen können; aber es ist unmöglich, daß meine Bemühungen, meine Sorgfalt sie nicht rühren sollte. Sie scheint einen Gefallen daran zu finden, mich in Feuer und Flammen zu setzen: Ihre Augen schiessen beständig Breche in mein Herz. Ich möchte nur gern wissen, ob die meinigen dieselbe Wirkung auf sie machten, und das ist schwer zu erfahren. Zwar schicke ich oft meine Seufzer recognosciren aus, aber immer rapportiren sie mir nichts.

Graf. Das ist freylich betrübt; unterdessen muß man nur nicht zu rasch seyn, und sich nicht übereilen. Denn mir ist wegen dieser Liebe bange; nicht als ob ich sie misbilligte, im Gegentheil! Aber die Frau Kommendantin liebt Sie so zärtlich, und wenn sie Ihre Untreue entdecken solte, so würde sie ausser sich seyn.

Kommend. Da haben Sie Recht; Sie sehn alles voraus; Sie werden einmal einen rechten General abgeben.

ben. Aber von der Seite haben wir keine Diversion zu fürchten. Der Major dient uns zum Observations-Corps; er ist in meine Frau verliebt, und bildet sich ein, ich merkte es nicht. Ich lasse ihn auch machen: denn er deckt so meine Bewegungen, ist ihr immer zur Seite, harcelirt sie beständig, und läßt ihr nicht die Zeit, meine Neigung z . Baronesse wahrzunehmen.

Graf. Das ist fürchterlich.

Kommend. Sie sehen, wir gediente Leute wissen uns alles zu Nutze zu machen: Nun will ich Ihnen auch sagen, was ich eigentlich von Ihnen verlange. Sie sollen der Baronesse entdecken, daß mein Herz den lebhaften und wiederholten Angriffen ihrer Reize nicht hat wiederstehen können, und daß, wenn ich das Glück gehabt habe, ihr zu gefallen, und sie mich zu ihren Eheherrn annehmen will, daß sie ohne längern Aufschub, bey so bewandten Umständen — Sie verstehn mich, Herr Graf.

Graf. O vollkommen, vollkommen! Ich sehe, daß diese Eroberung Ihnen bescheret war, und daß sie auch vortreflich Sie kleidet.

Kommend. Im Ernst? Gut, hören Sie weiter. Ich habe mich anfangs tüchtig gewehrt, aber nun kann ich mich nicht länger halten, ich muß kapituliren und die Waffen strecken. Sagen Sie ihr ja, ich bitte Sie, daß ich gelobe, mein ganzes Leben durch unter ihrer Fahne zu dienen.

Graf. Seyn Sie ohne Sorge, ich wills so gut machen, als wenn's in meiner eigenen Angelegenheit wäre.

Corpor. Herr Kommendant, die Frau Kommendantin kommt, soll ich sie hieher lassen?

Kommend. Freylich, freylich! Ich beschwere Sie, Herr Graf, sehen Sie, daß Sie die Baronesse zu sprechen bekommen, und sagen Sie mir hernach wieder, was

Sie

Sie erfahren haben. Aber nehmen Sie mir es ja nicht übel, Herr Graf.

Graf. O Sie scherzen, Herr Kommendant. (ab.)

Scene IV.

Der Kommendant. Die Kommendantin.

Frau Kommendantin.

Ey, Papa, was hattest Du denn| da mit dem Herrn Grafen vor?

Ko mmend. Wir sprachen von Dir, mein Engel.

Fr. Kommend. Und warum geht er denn fort, mein Mäußchen?

Kommend. Du weißt, er hat viel Geschäfte, und er wird wohl jetzt nach Hofe schreiben.

Fr. Kommend. Ach bey Gelegenheit von Geschäften, der Majór erwartet Dich in Deinem Kabinet.

Kommend. Gut, gut, ich weiß schon was es ist, ich will ihn gleich aufsuchen. Du bleibst doch nicht lange aus, meine Liebe? Laß mich nicht mit dem Essen warten.

Fr. Kommend. Nein, nein, Mäuschen, ich komme den Augenblick. Geh nur, geh?

Scene V.

Die Frau Kommendantin (allein.)

Wenn doch der Graf wiederkäme, da ich jetzt allein bin! Welche Freude für mich, wenn ich ihn ohne Zeugen sprechen könnte! — Aber warum erräth er nicht, was in mei-

meinem Herzen vorgeht? Ach, er liebt mich gewiß, es ist lauter Ehrfurcht, was ihn zurückhält. — In seinem ganzen Betragen herrscht ein gewisses schmachtendes, liebesieches Wesen, das mich seiner Liebe versichert. Aber bin ich auch nicht zu grausam? Ja, ja, das war ich. Aber nun muß ich auch die Wunden heilen, die ich geschlagen habe. — Ich habe niemals solche Liebhaber gehabt wie er: freylich waren sie etwas hitziger und zudringlicher, aber auch zugleich so faselicht, so unbesonnen, so flatterhaft — Doch wenn man ein gewisses Alter erreicht hat, so denken die Männer solider. Indem sie uns lieben, sind sie nur, was wir selbst sind, sie wollen uns gleich werden. —

Scene VI.

Die Kommendantin. Die Baronesse.

Frau Kommendantin.

Ach, meine liebe Baronesse, wo stecken Sie denn? Ich suche Sie nun schon seit einer Stunde.

Baronesse. Ich errathe, warum? Ich wette, um mit mir vom Grafen zu plaudern. Nicht wahr? Aber gestehn Sie, daß ich recht gefällig bin, ich fange freywillig davon an.

Fr. Kommend. Ach, ist es nicht ein scharmanter Junge, und habe ich nicht Ursach, ihn zu lieben?

Baronesse. Alles wahr, allein ich wünschte, Sie hätten Ihrer Neigung besser widerstanden.

Fr. Kommend. Was wollen Sie damit sagen?

Baronesse. Eben schreibt man mir, daß seine Sache geendigt sey, und daß es mit seinen Schuldnern auch bald zur Richtigkeit kommen werde.

Fr. Kommend. Gnädige Frau, Sie stürzen mich in Verzweiflung.

Baronesse. Ich sage Ihnen, was ich weiß.

Fr. Kommend. Und Sie glauben, daß er mich verlassen, eine so schöne Gelegenheit aufgeben könnte, mich täglich frey und ohne Zwang hier sehen und sprechen zu können?

Baronesse. Das habe ich nicht gesagt.

Fr. Kommend. Was soll dann aus unsrer Liebe und aus aller Zärtlichkeit werden, die mir der Schelm eingeflößt hat! Ach, Baronesse, sagen Sie ihm, wenigstens, wie sehr ich ihn liebe, und wie fest ich entschlossen wäre, weil ich ihn gänzlich ruinirt glaubte, nach dem Tode meines Mannes, mein Schicksal mit dem Seinigen zu theilen.

Baronesse. Sehr großmüthig gedacht!

Fr. Kommend. Darf ich hoffen, meine Freundin, daß Sie ihm das sagen wollen?

Baronesse. Können Sie daran zweifeln? Sie wissen, wie viel Freundschaft ich für Sie habe, und daß mich diese allein hier zurückhält.

Fr. Kommend. Ach, wenn ich ihn nur sehn, nur sprechen könnte! Wenn er ja auf den Plutz und ohne daß ich es erfahre, von hier abreiset, so soll er mich doch wenigstens nicht für undankbar halten. Es ist unumgänglich nothwendig, daß er aus meinem eignen Munde hört, was ich alles für ihn fühle: Vielleicht hält ihn dann seine Liebe auf: — vielleicht — Ach, Sie müssen mir noch eine Bitte gewähren.

Baronesse. Reden Sie, was soll ich thun?

Fr. Kommend. Mir eine Zusammenkunft mit dem Grafen ausmachen.

Baronesse. Verlassen Sie sich auf mich, und seyn Sie unbesorgt.

Fr. Kommend. Sie sind doch meine einzige, beste Freundin. Adieu! Jetzt will ich mich erst ein bischen wieder zu erholen suchen, ehe ich zu meinem Mann gehe, denn ich bin ganz echauffirt, und der gute Alte hat mich so herzlich lieb, daß wenn er mich so sehr in Wallung sähe, er sich gewiß wegen meiner Gesundheit nicht zufrieden geben würde (ab.)

Scene VII.

Die Baronesse (allein.)

Ihre lächerliche Leidenschaft geht mir doch nah. Wie, wenn meine Liebe zu dir, bester Graf, ein gleiches Schicksal hätte? Aber nein, das kann ich nicht glauben. Deine Augen sagen mir jeden Augenblick das Gegentheil, und ich habe Unrecht an deine Gegenliebe zu zweifeln. Hier ist er! mein Herz fliegt ihm entgegen. Er nähert sich mir mit ungewissen langsamen Schritten. Sollte ich mich doch geirrt haben? Nicht doch! Wahre Liebe ist ja immer ein bischen schüchtern und blöde.

Scene VIII.

Die Baronesse. Der Graf.

Graf, (ungewiß.)

Sie ist allein; warum sollt' ich mir nicht den günstigen Augenblick zu Nutze machen, um mein Schicksal zu erfahren. Das ist das erstemal in meinem Leben, daß mir vor einer Liebeserklärung bange ist!

Baro-

Baronesse. Sie scheinen so beschäftigt, Herr Graf, daß ich um Vergebung bitten muß, wenn ich Sie unterbreche.

Graf. Unterbreche? Nein, schöne Baronesse, sagen Sie, meine Träumereyen in Wirklichkeiten verwandeln. Sind Sie es nicht der ich alle die Freuden, alle die Reize zu verdanken habe, die mir diese Einöde verschönern. Ach, gnädige Frau, wenn ich Ihnen entdecken dürfte —

Baronesse. Sie wissen, Herr Graf, ich nehme an allen den aufrichtigsten Antheil, was Sie betrift, reden Sie frey.

Graf. Nun wohl, gnädige Frau —

Baronesse. Haben Sie schon Nachricht vom Hof, und wie Ihre Sachen stehn?

Graf. Ja, gnädige Frau, aber dieses ist es nicht, was —

Baronesse. Was schreibt man Ihnen denn?

Graf. Daß alles nächstens beygelegt seyn wird. Eine Dame, deren Namen man mir verschweigt, hat sich meiner auf das großmüthigste angenommen, meine Schuldner befriedigt, und meine Güter völlig frey gemacht.

Baronesse. Ihr Arrest kann also nicht lange mehr dauren, und diese Gewißheit muß Ihnen sehr erfreulich seyn.

Graf. Wie können Sie glauben, gnädige Frau, daß ich mich von einem Ort wegsehnen könnte, wo —

Baronesse. Nun wahrhaftig, Sie sind der erste, der seine Gefangenschaft verlängert wünscht.

Graf. Ach, gnädige Frau, so lange Sie hier sind, tausch' ich diese Gefangenschaft um keine Freyheit in der Welt.

Baro-

Baronesse. Aber der Hof, die große Welt, die immer neue Reize für Leute von Ihrem Alter hat, die sich so gern vom Strom der Vergnügungen fortreissen lassen —

Graf. Ach, gnädige Frau, je mehr man das Vergnügen sucht, je mehr schwankt man in der Wahl, und je weniger werden unsre Wünsche befriedigt. Es fehlt immer was, wenn das Herz nicht dabey ist. Und glauben Sie mir, oft entwickelt sich das süße zauberische Gefühl der Liebe, erst fern von der großen Welt, fern von ihrem Geräusche, und fesselt uns auf ewig.

Baronesse. Ewige Liebe? Glauben Sie daran?

Graf. Sie würde nicht so selten seyn, wenn es mehr Gegenstände gäbe, die sie verdienten, und die unsre Ideale rechtfertigten. O, gnädige Frau, die Tage, die ich hier an Ihrer Seite gelebt habe, sind die vergnügtesten meines Lebens, und ihr Andenken allein kann mir die folgenden versüssen.

Scene IX.

Vorige. Der Major.

Major.

Ha! Herr Graf, gnädige Frau Baronesse, ich bin erfreut, Sie hier beysammen zu finden: ich muß Ihnen sagen, daß ich in dem Augenblicke der glücklichste und zufriedenste Mensch von der ganzen Welt bin. Rathen Sie einmal. — Aber Sie können ein ganzes Jahr rathen und rathen, und werdens doch nicht treffen.

Baronesse. (bey Seite, verdrießlich.) Uns so zur Unzeit zu unterbrechen!

Graf.

Graf. (bey Seite, böse.) Daß ihn der Teufel holte!

Major. Ich sehe, Sie sind beyde ganz verwundert; aber das ist noch nicht alles. Ich wurde Sie von weiten gewahr, und da dachte ich gleich bey mir: das ist gut, die sollen Theil an deiner Freude haben. Aber mich kurz zu fassen. Wissen Sie also, ich erhalte nach langem Suchen und Bitten, die nun schon seit geraumer Zeit dauern, — denn Geschäfte von der Art ziehen sich gar zu gerne in die Länge, und das ist kein Wunder, weil leichtlich —

Baronesse. Aber was haben Sie denn erhalten?

Major. Habe ich es Ihnen noch nicht gesagt? Die Survivanz auf die Kommendantenstelle. Ist das nicht die angenehmste Nachricht, die ich erhalten konnte? Nicht wahr, gnädige Frau, Sie fühlens auch?

Baronesse. Freylich!

Major. Und der Herr Graf?

Graf. O so sehr als Sie — Das war vermuthlich alles, was Sie uns zu sagen hatten, Herr Major?

Major. Nein, ich bin noch lange nicht fertig. Erstlich muß ich Ihnen, meiner Schuldigkeit gemäß, meinen verbindlichsten Dank für den Antheil abstatten, den Sie an dieser glücklichen Begebenheit zu nehmen geruht haben; Und wichtig ist Sie immer für mich, wie Sie leicht begreifen können, oder wie ich Ihnen vielmehr gleich erklären will.

Graf. Nein, nein, es ist gar nicht nöthig, das giebt sich alles von selber. Allein Sie werden vermuthlich nun noch sehr vieles zu berichtigen haben, wir wollen Sie also nicht aufhalten.

Major. O Sie halten mich von nichts ab, ich will mir's schon einstweilen merken.

Graf.

Graf. Da thun Sie unrecht; wie leicht vergißt sich was! —

Major. Bey mir nicht, ich versichere Sie; dem Himmel sey Dank, an Gedächtniß fehlt es mir niemals, und ein Gedanke braucht nicht auf den andern zu warten; und wie ich vorhin sagte, weil Sie so viele Freundschaft für mich haben, so bin ich sehr erfreut, Ihnen im Vertrauen gestehn zu können, daß ich mehr als eine Ursache hatte, warum ich diese Survivanz wünschte, denn es wäre gar nicht recht, wenn ich Ihnen ein Geheimniß daraus machen wollte, Sie nehmen gar zu vielen Antheil an dem, was mich angeht; nein, nein, Undankbarkeit ist mein Laster nie gewesen; Sie sollen alles erfahren, und um es Ihnen mit zwey Worten zu sagen —

Graf. Aber, Herr Major, ich bin überzeugt, daß die Frau Baronesse gar nicht lüstern nach Ihren Geheimnissen ist.

Major. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, verzeihen Sie mir; es ist unumgänglich nöthig —

Baronesse. Der Kommendant wartet auf uns; er wird es übel nehmen, wenn wir so lange ausbleiben.

Major. Ja, er wartet auf Sie, das ist wahr, und er hat mich hergeschickt, es Ihnen zu sagen: aber, er wird es nicht übel nehmen; und überdieß, ich bin den Augenblick fertig —

Graf. (ungeduldig, bey Seite.) Der unerträgliche Schwätzer! — Aber Herr Major —

Major. Nein, nein, ich will Ihnen den Ursprung und alle Particularien erzählen, die mich bewogen haben —

Baro-

Baronesse. Ich versichere Sie, ich kann keinen größern Antheil daran nehmen, als ich schon genommen habe, also verschonen Sie mich —

Major. Sehen Sie, das ist der Fall. Es ist schon mehr denn zwanzig Jahre, daß ich in die Frau Kommendantin verliebt bin; sie weiß es sehr wohl, und da meine Umstände nicht die besten sind, und sie einst, durch die Sparsamkeit ihres Mannes, der sehr alt ist, ein großes Vermögen ererben wird, so würde mir diese Survivanz sehr zu statten kommen, und mir die Reizungen der Frau und die Bedienung des Mannes mit einem Zug verschaffen: denn sie kann alsdenn meine Hand nicht mehr ausschlagen. Ueberdieß bin ich noch so frisch und rüstig, als einer; ich befinde mich wohl, und wenn ich gleich nur ein Bein habe, so geh ich doch immer damit meinen guten Gang weg; man sieht mich allenthalben, und ich werde meinen Geschäften recht gut obliegen können: ich versichere Sie, es soll sich weder der König noch meine Frau im Dienst über mich zu beklagen haben. Doch halt, ich vergeß Ihnen zu sagen —

Baronesse. (ihren Arm dem Grafen gebend.) Ein andermal, Herr Major, ein andermal.

Graf. (zur Baronesse.) Ach, gnädige Frau, wie sehr bedaure ich die kostbaren Augenblicke, um die er mich gebracht hat.

Major. (nachfolgend.) Ich gehe mit, ich will es Ihnen vollends unterwegens erzehlen.

Zwey:

Zweyter Aufzug.

Scene I.

Der Kommendant. Der Graf.

Kommendant.

Nun, geschwind, Graf, reden Sie, was hat die Baronesse geantwortet? War sie recht verwundert? Was darf ich hoffen? Giebt sie nach? Ist sie von der Ehre gerührt, hier dereinst unumschränkt herrschen zu können? Liebt sie mich?

Graf. Sie fragen sich ja ganz aus dem Athem, Herr Kommendant. — Ich habe noch keine Gelegenheit finden können, mit ihr darüber zu sprechen, aber, seyn Sie versichert, der heutige Tag soll nicht vergehn, ohne daß Sie wissen sollen, woran Sie sind: verlassen Sie sich darauf.

Kommend. Ich baue auf Sie, wie auf mich selbst; und ich habe jetzt neue Ursachen, warum ich wünschte, daß Sie ein wenig damit eilten. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehn, Herr Graf.

Graf. Will uns vielleicht die Baronesse verlassen? Ich fürchtete es.

Kommend. Nein, das nicht, das nicht. Ich habe nur nichts vor den Leuten sagen wollen, aber ich bin erfreut, es Ihnen jetzt sagen zu können: Sie sind frey! Niemand weiß es noch, als der Major.

Graf. (bestürzt) Wie? ist meine Sache beygelegt?

Kom-

Kommend. Ja, aber es scheinet, die Nachricht ist Ihnen unangenehm.

Graf. O, im geringsten nicht; aber ich kann kaum glauben —

Kommend. Wenn ich Ihnen aber sage, daß nichts gewisser ist. Kommen Sie, kommen Sie, verstellen Sie sich nicht gegen mich; gestehn Sie nur, daß Sie für Freuden außer sich sind. Denn wie man mich versichert, so ist es eine sehr liebenswürdige Dame, der Sie das alles zu verdanken haben, die sehr reich seyn soll, und deren einziger Wunsch ist, Sie zu heyrathen. Gewiß werden Sie nicht undankbar seyn wollen, und also sehe ich, von dem Augenblick an, in Ihnen den glücklichsten unter allen Menschen, und bezeuge Ihnen zum voraus mein Vergnügen darüber.

Graf. Ich schwöre Ihnen, daß ich von dem ganzen Handel nicht das geringste verstehe, und daß ich gar nicht weiß, wer die Dame ist, in die Sie mich so verliebt glauben.

Kommend. Bravo, Bravo, ich lobe, daß Sie so discret sind; es ist was seltenes in Ihrem Alter. Aber haben Sie sich diesen Winter nicht für Sie geschlagen? Hem, Hem, Herr Graf.

Graf. Und Sie glauben —

Kommend. Ich weiß noch mehr, ich bin meiner Sachen gewiß.

Graf. Ich habe sie in meinem Leben nicht gesehn, und ich kenne sie schlechterdings nicht.

Kommend. Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich von allem unterrichtet bin. Ich habe der Baronesse nur ein einziges Wort davon gesagt, und sie schien aufrichtiger Antheil an diesem glücklichen Zufall zu nehmen.

Graf. (lebhaft) Die Baronesse?

Kommend. Ja sie; sie ist gewiß eine von ihren besten Freundinnen. Sie kennt die bewußte Dame, wie sie sagt, und sie behauptet, daß Sie mit ihr das glücklichste Leben von der Welt führen werden. Sie sehn, ich weiß alles.

Graf. (bey Seite) Wie sehr betrog ich mich, als ich mich von der Baronesse geliebt wähnte!

Kommend. Noch mehr, ich weiß, daß diese Dame heute herkommen, und Sie abholen wird.

Graf. Die Dame, für die ich mich, wie Sie sagen, geschlagen habe?

Kommend. Eben die. Wie sehr beneide ich Ihr Schicksal, lieber Graf! Ist wohl was süssers, als sich in die Arme der Person zu werfen, die wir lieben, in ihrem Herzen zu befehlen, und alle unsre Befehle zuvorgekommen zu sehn? Da ist kein Major, kein Adjutant, der geschwinder fliegt als die Begierden, und kein Feind, der sich mit mehr Anmuth ergiebt, als eine schöne und zärtlich Geliebte. Reisen Sie, eilen Sie, wohin Liebe und Ehre Sie rufen!

Graf. Ach, Herr Kommendant, glauben Sie, daß ich in der Entfernung von Ihnen glücklich seyn werde? Wo ist die Gesellschaft, die so angenehm seyn kann als die Ihrige. Wie viel habe ich nicht bey Ihnen gelernt. Es ist so gut, als ob ich einen Feldzug mitgemacht hätte. Ein alter Officier, wie Sie, kann nicht genug angehört, nicht genug bewundert werden.

Kommend. Ich bin erfreut, bey Ihnen eine solche Denkungsart zu finden, gewiß Sie werden einmal ein großer Kriegesheld werden. Was mir aber das meiste Vergnügen macht, und was meine Unruhe in etwas stillt;

stillt; das ist, daß Sie nicht so eilig sind, uns zu verlassen, als ich befürchtete; Sie verstehn mich wohl, warum?

Graf. Da würde ich sehr undankbar handeln. Nein, Herr Kommendant, ich verspreche Ihnen, ich bleibe so lange hier, als Sie mich hier leiden wollen.

Kommend. Wenigstens nur so lang, bis mein Glück entschieden ist.

Graf. Glauben Sie, daß ich damit ernstlich beschäftiget bin.

Kommend. (wird die Frau von Willmar gewahr) Die Baronesse! Nutzen Sie den Augenblick: Ich will mich nicht weit entfernen, damit ich mein Schicksal erfahre, sobald sie Sie verlassen hat.

Scene II.

Die Baronesse. Der Graf.

Baronesse, (für sich.)

Ich will doch sehn, ob die Probe, die ich versuchen will, gut ausfallen wird, und ob der Graf sein Glück argwöhnt; Ehe ich mich ihm entdecke, kann ich mich seines Herzens nicht genug versichern.

Graf. Ach, gnädige Frau, Sie sehn einen Menschen, der in Verzweiflung ist.

Baronesse. Und warum, Herr Graf?

Graf. Der Kommendant wird Ihnen gesagt haben, was mir für ein Streich begegnet. Gnädige Frau, ich werde nicht allein gezwungen seyn, diesen Ort zu verlassen, sondern man versichert mich noch überdieß, daß die unbekannte Dame, die so großmüthig an mir gehandel

 hat,

hat, in mich verliebt ist, und mich durchaus heyrathen will. Kurz es ist ein so räthselhafter, abscheulicher Handel, daß ich nicht daraus klug werden kann.

Baronesse. Aber Sie ärgern sich da wirklich vergeblich, über den glücklichsten Zufall, der Ihnen nur begegnen konnte.

Graf. Nein, nein, es ist kein glücklicher Zufall für mich! Die Hoffnung hatte mein Herz verführt; ich schmeichelte mir — ach, gnädige Frau, ich werde den Tod davon haben.

Baronesse. Ich verstehe Sie nicht. Diese Dame, wie man sagt, soll nicht ohne Annehmlichkeiten, ja, sogar liebenswürdig seyn: viele Leute sollen sich um ihre Hand beworben haben, seitdem sie Wittwe ist. Ich dächte, der Vorzug müßte Ihnen schmeicheln.

Graf. Wie, gnädige Frau, Sie, Sie rathen mir, ihre Hand anzunehmen?

Baronesse. Allerdings; der Rath ist sehr gescheit. Was können Sie gegen sie einwenden? Sie ist Ihnen Verbindlichkeiten schuldig, und sie will Ihnen zeigen, daß sie nicht undankbar ist.

Graf. Nein, nein, gnädige Frau, sie ist mir nichts schuldig, ich kenne sie gar nicht. Ein grober Mensch beleidigt sie, auf der Redutte in meiner Gegenwart; es misfället mir, ich halte mich öffentlich darüber auf; jener nimmts übel, was war nun natürlicher, als daß wir uns schlugen? Ich sehe da gar nichts, was sie verbindet, alles das für mich zu thun, was sie gethan hat.

Baronesse. Nun gut, je feiner und großmüthiger Ihre Denkungsart ist, Herr Graf, je mehr müssen Sie von dem Betragen der Dame gerührt werden; es ver-

sprich

spricht Ihnen eine Zukunft, die Ihnen nicht anders als sehr reizend vorkommen kann.

Graf. Ich müßte sie alsdenn auch lieben können; aber ist man Herr über sein Herz?

Baronesse. Sie werden sie lieben; sie wird Sie rühren: ich versichere es Ihnen; Ihr Herz wird gegen sie nicht unempfindlich bleiben können.

Graf. Sie kennen es nicht, gnädige Frau, dieses Herz, von dem Sie reden, es ist voll — und vom wem! — ach Baronesse!

Baronesse. Ein Herz voll wahrer Zärtlichkeit bleibt niemals unvergolten. Wer zu lieben weiß, verdient auch, es zu werden; Es kommt ein Tag, den wir nicht hofften, und der uns doch alle das Glück beschert, nach dem wir seufzten.

Graf. Ach, was sagen Sie? Wie, ich könnte hoffen, daß einst —

Baronesse. Ich wünschte, Sie zu trösten und Ihre Unruhe stillen zu können, ich kann, da ich abreise, den Gedanken nicht ertragen, Sie hier so unglücklich zu wissen.

Graf. O Himmel, Sie wollen uns verlassen?

Baronesse. Ja, morgen reise ich ab. Dringende Geschäfte rufen mich in die Stadt. Unterdessen wünschte ich, des Zustands ohngeachtet, in dem Sie sich befinden, daß Sie mir zu einem kleinen Spaß behülflich wären, und ich hoffe nicht vergebens zu bitten.

Graf. Ich bin allzuglücklich, gnädige Frau, wenn ich Ihnen wo dienen kann, reden Sie, befehlen Sie. Mein Leben, und alles, was in meinen Kräften ist, gehört Ihnen.

Baronesse. Ich verlange nur eine ganz kleine Gefälligkeit von Ihnen. Die Kommendantin liebt Sie,

und wünschte Sie gern vor Ihrer Abreise zu sprechen; Ich habe es auf mich genommen ein Rendezvous auf diesen Abend bey Ihnen zu bestellen.

Graf. Aber ich bin jetzt gar nicht im Stande, die Frau Kommendantin zu unterhalten. Was soll ich ihr sagen?

Baronesse. Was Ihnen belieben wird, ich schreibe Ihnen nichts vor. Sind Sie es zufrieden?

Graf. Ja, aber unter einer Bedingung; Sie müssen eben die Gefälligkeit für den Kommendanten haben; Er liebt Sie bis zum rasendwerden, und hat mir in Ansehung Ihrer eben den Auftrag gethan, den Sie von seiner Gemalin haben.

Baronesse. Wie, reden Sie im Ernst?

Graf. Bey meiner Ehre!

Baronesse. Nun, das ist drolligt! Aber überlegen Sie, bey mir geht das nicht so gut an, wie bey Ihnen. In der Nacht — was würde der Wohlstand —

Graf. Sie wagen aber nichts dabey?

Baronesse. Gut, ich gebe meine Einwilligung dazu. Er wird freylich nicht Ursache haben, sehr zufrieden mit mir zu seyn; allein ich kann Ihnen nichts abschlagen. Ich empfehle mich, Herr Graf. Wir sehen uns doch noch wieder?

Graf. Ach, gnädige Frau, ich weiß nicht, was aus mir werden wird.

Scene III.

Der Graf, (allein.)

Alter hilft doch vor Thorheit nicht! Was das für eine närrische Grille von dem alten Mütterchen ist, in mich ver-

verliebt zu werden. — Halt, ich bekomme einen Einfall, wie ich mich von dieser verdrießlichen Zusammenkunft losmachen, und meiner Liebe ganz überlassen kann. Das Beste ist, ich erwarte hier den Kommendanten, und flechte ihn in meinen Plan mit ein. Dann will ich mich der Baronesse zu Füssen werfen, und ihr Herz rühren oder sterben.

Scene IV.

Der Graf. Lebrun.

Lebrun.

Fröliche Bothschaft, Herr Graf, wir sind frey. Reisen wir diese Nacht noch?

Graf. (tiefsinnig) Diese Nacht?

Lebrun. Warum nicht, wir gewinnen immer am Weg. Ach ich bin so vergnügt, so vergnügt, daß wir wieder nach Wien kommen, ich kenne mich nicht für Freuden. Die Postpferde werden's empfinden. Um welche Stunde befehlen Sie, daß sie da seyn sollen?

Graf. Morgen will ich Dirs sagen.

Lebrun. Morgen? Das heißt zu viel Zeit verlieren. Die Baronesse reist auch; wissen sie's vielleicht noch nicht?

Graf. Ich weiß es.

Lebrun. Nun so begreif ich nicht, was Sie hier noch aufhalten kann.

Graf. Der Kommendant kommt; geh; aber entferne Dich nicht zu weit; wir könnten Deiner nöthig haben.

Lebrun. Ich bleibe in der Nähe. (ab.)

Scene V.

Der Kommendant. Der Graf.

Graf.

Herr Kommendant, Ihre Sache geht erwünscht; die Baronesse willigt in die Zusammenkunft.

Kommend. Sie willigt darein? Ach, liebster Graf, ich muß Sie umarmen: die Baronesse soll gewiß mit mir zufrieden seyn. Ich will ihr Herz in aller Form angreifen, und ich stehe Ihnen dafür sie soll sich nicht lange halten können. Das ist nicht mein erstesmal, und in meiner Jugend war ich auf die Mädchen wie der Teufel — Hem, hem, Sie verstehn mich, Herr Graf.

Graf. Das glaube ich! Sie sollen recht verliebt in Ihre Frau Gemalin gewesen seyn.

Kommend. Ach, ich wünschte nur, Sie hätten gesehn, wie ich mit ihr umgesprungen bin. Aber, à propos, das ist ein verfluchter Streich! sie ist immer gewohnt, daß wir des Abends zusammen spatzieren gehn. In aller Welt, wie fange ich es an, daß ich mich von ihr loßreisse, ohne daß sie was merkt. Hem, hem, Herr Graf?

Graf. Das wird freylich schwer halten; unterdessen fällt mir doch ein Mittel ein, wie es vielleicht angienge.

Kommend. Nur geschwind, was für eins?

Graf. Sie kennen den Lebrun. Es ist ein lustiger Zeisig, der das Talent besitzt, alle Leute vortreflich nachmachen zu können.

Kommend. Nun weiter.

Graf.

Graf. Wissen Sie was, geben Sie ihm Ihr Kleid.

Kommend. Ich habe noch eins, das diesem vollkommen gleich ist.

Graf. Vortreflich!

Kommend. Weiter, weiter!

Graf So bald es Nacht ist, und Sie sich davon geschlichen haben, soll er Ihre Stelle einnehmen, und es ist unmöglich, daß die Frau Kommendantin den Betrug merken kann.

Kommend. Die Kriegslist ist vortreflich ausgesonnen.

Graf. Auf allen Fall will ich Ihnen meinen Rock geben, damit sie Sie nicht erkennt, wenn Sie ihr etwa begegnen sollten.

Kommend. Die Ordre de Bataill' könnte nicht besser angelegt seyn, nun ist's meine Sorge, die Posten gehörig zu occupiren.

Scene VI.

Der Kommendant. Der Graf. Lebrun.

Graf, (ruft.)

Lebrun!

Lebrun. (kommend) Herr Graf!

Graf. Vergiß nicht, sobald es dämmericht wird, zum Herrn Kommendanten zu gehn, und alles zu thun, was er Dir sagen wird; vorhero aber komm zu mir.

Lebrun. Wie Sie befehlen.

Kommend. Es wird aber doch nöthig seyn, daß Sie der Baronesse einen Wink davon geben, damit Sie sich nicht in den Personen irrt.

Graf. Allerdings; eben will ich hingehn.

Kommend. Ich will Sie ein Stück Wegs begleiten, und noch eins und das andre mit Ihnen verabreden.

Scene VII.

Lebrun, (allein.)

Was Teufel soll ich denn bey dem Kommendanten machen? Ach, er wird mir vielleicht einen Paß geben wollen, daß ich die Postpferde bestellen kann. Liebes, schönes, theures Wien, so soll ich dich wiedersehn. Ach ich wäre gestorben, wenn ich noch länger von dir hätte entfernt seyn sollen.

Scene VIII.

Die Frau Kommendantin. Lebrun.

Frau Kommendantin.

Nun, Lebrun, Dein Herr wird also abreisen?

Lebrun. Ja, gnädige Frau, und ich bin außer mir vor Freude!

Fr. Kommend. Weißt Du auch gewiß, daß er reiset?

Lebrun. Ach Sie scherzen, Sie werden das besser wissen als ich; Sie haben ohne Zweifel den Paß für die Postpferde ausfertigen sehen. Dem Himmel sey Dank!

Fr. Kommend. Glaubst Du, daß der Graf eben so freudig über seine Abreise ist, als Du.

Lebrun. Wahrhaftig, gnädige Frau, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich kenne ihn nicht mehr. Er weiß

weiß nicht mehr, was er sagt, noch was er thut. Ich habe nicht ein einzig Wort von ihm herausbringen können.

Fr. Kommend. Er war also niedergeschlagen?

Lebrun. Niedergeschlagen? Ich glaube, ja.

Fr. Kommend. Gut, ihr reiset also nicht!

Lebrun. Wie, wir reiseten nicht?

Fr. Kommend. Nein, nein, Lebrun, ich schmeichle mir damit.

Lebrun. Sie schmeicheln sich vergebens, ich will ihn schon darinn bestärken.

Fr. Kommend. Er mich verlassen? würde ich leben können!

Lebrun. (bei Seite) Das wußte ich wohl, daß Sie sich in meinem Herrn verschossen hatte.

Fr. Kommend. Lieber Graf, was soll aus mir werden?

Lebrun. Nehmen Sie mir's nicht übel, da mögen Sie zusehn, gnädige Frau; aber aufhalten sollen Sie uns deswegen nicht.

Fr. Kommend. Nicht?

Lebrun. Im Gegentheil, wir wollen die aufsuchen, die uns lieben und die wir lieben.

Fr. Kommend. Die ihn liebet? So warte doch einen Augenblick.

Lebrun. Ich kann nicht, gnädige Frau, ich muß einpacken. (ab.)

Scene IX.

Die Frau Kommendantin. Die Baronesse.

Frau Kommendantin.

Ach, gnädige Frau, er verläßt mich, er will fort!

Baronesse. Wer, der Graf?

Fr. Kommend. Ja, Baronesse, die Minute!

Baronesse. (für sich) O Himmel, wäre es möglich, daß ihn die Verzweiflung — (laut) Wer hat es Ihnen gesagt?

Fr. Kommend. Lebrun, der eben wegging.

Baronesse. Das ist unmöglich, ich stehe Ihnen dafür, er hat mir versprochen, Ihnen diesen Abend unter diesen Bäumen seine Aufwartung zu machen.

Fr. Kommend. Das hat er Ihnen versprochen? Ach, meine Freundin, wäre es möglich? — Ja, ich hoffe alles von dieser Unterredung; vielleicht läßt er sich rühren, vielleicht bleibt er. Wie verlangt mich nach dem glücklichen Augenblick! es wird schon Abend; sobald ich werde mit meinem Mann meinen gewöhnlichen Spatziergang gethan haben, will ich mich von ihm loszureissen suchen, und meinen lieben Grafen aufsuchen; Wenn er bliebe! Baronesse, wenn er bliebe! — Ich laufe, damit ich desto geschwinder wieder da seyn kann.

Scene X.

Die Baronesse.

Sollte der Graf wirklich diese Nacht abreisen? Wenn man liebt, so hofft man bis zum letzten Augenblick, und ich dächte doch, er hätte wünschen müssen, mich noch einmal

zu

zu sprechen. Seine bekannte Flatterhaftigkeit hielt mich ab, mich ihm zu erkennen zu geben; aber länger darf ich ihn nun nicht in der Ungewißheit lassen. Es kommt jemand. Es ist beynahe Nacht; mein Kleid gleicht den ihrigen ziemlich, wenn ich diesen Hut etwas tieffer rücke, diesen Schleyer überstürze, und meine Stimme etwas verstelle, so hält er mich vielleicht für die alte Närrin. Da ist er!

Scene XI.

Die Baronesse. Der Graf.

Graf.

Wo muß denn die Baronesse stecken; ich suche sie allenthalben. Sollte sie mich fliehen — Aber was sehe ich; das ist die Kommendantin. Da bin ich schön angekommen!

Baronesse. (mit verstellter Stimme) Ach, lieber Graf, endlich kann ich Sie ohne Zeugen sprechen?

Graf. Sie ist es; wie rette ich mich.

Baronesse. Ist es wahr, daß Sie uns verlassen wollen?

Graf. Gnädige Frau, glauben Sie nicht —

Baronesse. Reden Sie frey, ohne Verstellung.

Graf. Gnädige Frau —

Baronesse. Ich muß freylich gestehn, daß ich Ihnen ein wenig zu strenge begegnet habe.

Graf. Gnädige Frau —

Baronesse. Ich hoffe aber doch nicht, daß Sie mein Widerstand beleidigt haben wird.

Graf. Gnädige Frau —

Baro-

Baronesse. Ihre Augen haben mich so vielmals versichert, daß ich einigen Eindruck auf Ihr Herz gemacht hätte, sollten Sie mich betrogen haben?

Graf. Gnädige Frau.

Baronesse. O immer, gnädige Frau, können Sie denn nicht anders antworten?

Graf. In der That —

Baronesse. Wenn Sie mich noch lieben, warum verlieren Sie die Sprache?

Graf. Ich bin —

Baronesse. Fürchten Sie vielleicht, daß ich Ihre Liebe mißbilligen werde?

Graf. Ich muß gestehn —

Baronesse. Sie kennen mich nicht. Reden Sie, ich erlaube es Ihnen. Und wenn Sie auch aufrichtig lieben —

Graf. Ich, gnädige Frau?

Baronesse. Ja, ich schwöre, meine Hand keinen andern zu geben, als Ihnen. Warum wollen Sie mich fliehen? Ach, lieber Graf, kann ich Sie nicht glücklich machen?

Graf. Was höre ich; es ist die Kommendantin nicht.

Baronesse. Nein, ich bin es nicht.

Graf. (sich bewegt nähernd) Ach, gnädige Frau, wer sind Sie denn also? Reden Sie, ich beschwöre Sie.

Baronesse. Ich bin ein Frauenzimmer, das Sie von dem ersten Augenblicke liebte, da sie Sie sah, und dessen Eroberung Sie sich noch mehr durch eine That versicherten, die sie nicht genug zu erkennen weiß.

Graf. (sich entfernend) O Himmel, es ist die Dame von der Redutte!

Baronesse. Ja, sie ist es; sie bietet Ihnen ihr Herz und ihre Hand an, könnten Sie es ausschlagen?

Graf.

Graf. Ach, gnädige Frau, bin ich Ihrer würdig? Und wodurch habe ich so viele Gütigkeit verdient? Mein Herz ist nicht mehr mein. Es würde Sie lieben, wenn es noch frey wäre, aber es gehört der, die ich mein ganzes Leben durch anbeten werde.

Baronesse. Mir! — Erkennen Sie die Baronesse von Willmar, die Sie liebt, und die von Ihrer Zärtlichkeit auf's innigste gerührt ist.

Graf. (ihr zu Füße fallend) Wie, ist es ein Traum? Sind Sie es würklich, der ich so viel zu verdanken habe, die mein Glück macht, großmüthige, theure Geliebte —

Baronesse. Mäßigen Sie Ihr Entzücken, lieber Graf, ich höre jemand kommen, es wird der Kommendant und seine Frau seyn.

Graf. Wir wollen ein wenig bey Seite treten. (Sie ziehen sich in den Hintergrund der Bühne zurück.)

Scene XII.

Die Frau Kommendantin. Lebrun, (in des Kommendanten Kleider.) Vorige.

Lebrun.

Ein schöner Abend! Vor diesem um die Zeit — Hem, hem, Sie verstehen mich, mein Schatz?

Fr. Kommend. Ja, ja, Papa; ich denke noch immer mit Vergnügen an die Zeit zurück, liebes Mäuschen. Aber der Thau fällt stark, du könntest Dich erkälten; geh wieder auf Dein Zimmer; ich will mit der Baronesse meinen Spatziergang vollenden.

Lebrun. Ich Dich verlassen? Ach, Du willst mich nur in Versuchung führen.

Fr. Kommend. Mäuschen, wenn Du einen Catharr bekämst, ich würde mich nicht zufrieden geben.

Lebrun.

Lebrun. Nicht doch, nicht doch. Aber ich habe vergessen, was zu bestellen; ich bin den Augenblick wieder da.

Fr. Kommend. Nun, geh nur, geh nur — dem Himmel sey Dank! aber wo mag der Graf nun seyn?

Lebrun. (kömmt wieder) Ach, ich kann Dich unmöglich allein lassen; es würde sich gar nicht schicken; morgen ist auch noch Zeit.

Fr. Kommend. Aber, wenn die Sache von Wichtigkeit ist, warum willst Du sie aufschieben?

Lebrun. (fortgehend) Du hast Recht.

Fr. Kommend. Den glücklichen Augenblick will ich mir zu Nutze machen.

Lebrun. (kommt wieder) Du bleibst doch hier in der Nähe, mein Schatz?

Fr. Kommend. Ja doch, ja doch, bist Du schon wieder da, Du hast mich bald fürchten gemacht.

Lebrun. Willst Du vielleicht zu Deiner Sicherheit eine Ordonnanz haben? Sag's nur, mein Schätzchen.

Fr. Kommend. Ich, — was soll ich mit der Ordonnanz?

Lebrun. Nun, wenn Du nicht willst, Adje, Mäuschen! gute Promenade!

Baronesse. Er hat lange gemacht, ehe er fortgegangen ist.

Graf. Der Vogel, er treibt seinen Spaß mit ihr!

Baronesse. Wie?

Graf. Es ist Lebrun, in Kommendantens-Gestalt. Hier kommt er. (zu Lebrun.) Du hast Deine Sache gut gemacht; geh nun, und bereite alles zu unsrer Abreise.

(Die Baronesse und der Graf bleiben immer noch im Hintergrund zwischen den Bäumen.)

Scene

Scene XIII.

Der Graf. Die Baronesse. Die Kommendantin. Der Kommendant, in des Grafen Kleider.

Frau Kommendantin.

Ich höre flüstern und gehen; gewiß ist es der Graf! Süsser Augenblick!

Kommend. Das Gehen wird mir heute recht sauer, und doch kann ich meine liebe Baronesse nirgends auftreiben. Doch da ist sie ja wohl. Sind Sie es, gnädige Frau?

Fr. Kommend. Ja, ja, ich bin's. Kommen Sie näher, ich habe schon lange gewünscht, mich mit Ihnen ohne Zwang unterhalten zu können. Aber reden Sie sachte.

Kommend. Ach, gnädige Frau, ich bin unsterblich in Sie verliebt.

Fr. Kommend. Das ist mir recht sehr angenehm; das habe ich längst gerne von Ihnen hören wollen.

Kommend. Also billigen Sie meine Liebe?

Fr. Kommend. Ich billige sie nicht allein, sondern ich verspreche auch, Sie eben so stark zu lieben, wenn Sie nur wieder versprechen wollen, mir niemals untreu zu werden, und mich nicht zu verlassen.

Kommend. (die Hand seiner Frau küssend.) Ich Sie verlassen? Ich aufhören können, Sie zu lieben? Nein, nein, ich schwöre zu Ihren Füssen; (kniend) Erlauben Sie mir Ihre liebe, welche Hand, meine Lippen sollen ihr die Versicherungen meiner Liebe aufdrücken.

Fr. Kommend. Sie werden mich also ewig lieben?

Kommend. (ihre Hand küssend.) Ja ewig! Ach, die schöne Hand!

Fr. Kommend. Kleiner Schelm, Sie beissen mich — So hören Sie doch auf!

Kommend. Nein, nein, ich kann's nicht satt kriegen, ich möchte Sie auffessen. (schreyt.) Auweh, auweh!

Fr. Kommend. Was fehlt Ihnen?

Kommend. Nichts, gnädige Frau, es ist nur die Gicht. Auweh, auweh, mein Knie!

Fr. Kommend. Die Gicht? Gütiger Himmel, wie kommen Sie schon zur Gicht?

Kommend. Ach, ich weiß nicht! Auweh, das sind verteufelte Stiche! Au, au! mein Knie, mein Knie!

Fr. Kommend. Es kommt jemand, stehn Sie auf, geschwind!

Kommend. Ach, ich kann nicht, ich kann nicht.

Scene XIV.

Der Major, eine Laterne in der Hand. **Ein Corporal. Soldaten und Vorige.**

Major.

Gebt acht, daß kein Mensch entwischt; Hier in der Gegend habe ich Lärm gehört. Gewiß wird einer von den Arrestanten sich davon machen wollen.

Fr. Kommend. Wir sind verloren! Um unsrer Liebe willen, stehn Sie auf!

Major. (sie beleuchtend) Was Teufel — Seh ich recht! Herr Kommendant, wie Henker kommen Sie zu dem Aufzug?

Kommend. (den Major ansehend, indem dieser und der Corporal ihn aufheben.) Ich kriegte einen Anfall von der Gicht.

Fr. Kommend. Mann, wie? bist Du's?

Kommend. O Himmel! meine Frau! Muß ich mich herauslügen — Bliz und der Hagel! Madam, mir so einen Schimpf anzuthun! in meiner Gegenwart, mir!

Major. Sehn Sie doch, wie schön sie bey Lichte ist!

Fr. Kommend. Ungetreuer!

Major. (zur Kommendantin.) Ereifern Sie sich nicht, es könnte Ihren Reizungen schaden.

Kommend. Die eheliche Pflicht zu verletzen. Einen Kommendanten zum — Alle Wetter — hätte ich nur nicht die Gicht!

Fr. Kommend. Du hast auch Ursache zu reden. (bey Seite.) Mich so zu irren!

Kommend. (immer zorniger) Frau Kommendantin!

Major. Aber, wie können Sie mit einer so schönen Frau zanken, Sie sind auch recht grausam!

Kommend. Ach, zum Guckuck, Herr, stecken Sie die Nase in Ihre Sachen, und lassen Sie sich um die meinigen ungehudelt.

Fr. Kommend. (will fort, und stößt auf die Baronesse.) Ach, Baronesse, Sie haben mich betrogen!

Baronesse. Nein, Sie sind's, die sich beyde betrogen haben.

Kommend. Hem, hem, Sie verstehn mich, Herr Graf!

Graf. Herr Kommendant, die Hem, Hem, helfen jetzt nichts mehr; Sie sehn in der Baronesse meine großmüthige Unbekannte, und meine liebe, liebe Braut.

Kommend. Ihre Braut! O Himmel, ich bin ein verlorner Mann, der Kinder Spott!

Baronesse. Nein, Herr Kommendant, wenn Sie vernünftig seyn, und sich mit Ihrer Frau hübsch vertragen wollen, so geb ich Ihnen mein Wort, es soll kein Mensch was von dem Vorfall erfahren.

Graf. Sie haben ja die Frau Kommendantin sonst so zärtlich geliebt, ich dächte Sie blieben bey der alten Mode!

Fr. Kommend. Ja, liebes Mäuschen, das dächte ich auch.

Kommend. Hätte ich nur die Gicht nicht! Bey meiner Herzhaftigkeit! — Doch, mags gut seyn.

III. Auszüge.

Spitzbergen.
(Aus Phips Reisen.)

Das Land hat ein fruchtbares und recht romantisches Ansehen. So weit das Auge sieht, erblickt man nichts als Berge, Abgründe und Felsen. Zwischen diesen liegen Hügel von Eis, die von den Bächen erzeugt werden, welche bey dem Schmelzen des Schnees längst den Seiten der Berge herabfließen. Der Schnee im Winter und der Regen im Sommer, der oft gleich nach dem Fallen gefriert, machen dieselben beständig größer. Das Eis bildet tausenderley seltsame Gestalten, in denen die Einbildungskraft Bäume, Schlösser, Kirchen, Ruinen, Schiffe, Wallfische zu erblicken glaubt. Unter diesen Eishügeln sind sieben, die vorzüglich unsre Aufmerksamkeit auf sich zogen. Sie sind unter dem Namen der sieben Eisberge bekannt, und werden für die höchsten dieser Art in dieser Gegend gehalten. Wenn die Luft heiter ist, und die Sonne die Berge bescheint, so ist die Aussicht außerordentlich glänzend. Oft schimmern sie von Gold, wie die Strahlen der untergehenden Sonne, oft in hellem Blau, wie Saphire, oft nehmen sie alle Farben des Prisma an, und übertreffen an Glanz die reichsten Edelsteine. Die Strahlen, die sie von sich werfen, blenden das Auge, und erfüllen die Luft mit außerordentlicher Klarheit.

Sme-

Smearingburghhafen, wo wir landeten, ist von den Holländern zuerst entdeckt worden. Sie versuchten es, eine kleine Kolonie hier anzulegen, allein die ersten Bewohner derselben giengen den folgenden Winter alle zu Grunde. Man findet noch heutzutage Spuren von dieser Kolonie. Ihre Oefen, Kessel, Tröge und andere Geräthschaft blieb in der Gestalt von festem Eis noch lange, nachdem das Geräthe selbst schon zerstöhret worden.

Da, wo alle Gegenstände einem neu sind, hat man Mühe, sich zu entschließen, auf welchen man am ersten seine Aufmerksamkeit vorzüglich heften will. Die Felsen verdienen allerdings bemerkt zu werden. Vor dem Sturm haben sie ein feuriges Ansehn; der Glanz, den sie zurück werfen, macht, daß die Sonne selbst blas gegen sie scheint. Ihre Spitzen sind fast immer in Wolken eingehüllt. Einige dieser Felsen bestehen von oben bis unten aus einer einzigen einförmigen Steinart, andere sind aus großen marmorartigen Schichten zusammengesetzt, die mit rothen, weissen und gelben Adern durchzogen sind, und die wahrscheinlicherweise, wenn sie polirt wären, den feinsten Marmor an Schönheit nichts nachgeben würden. Die grosse Entfernung, und die Gefahr, diese Steine in großen Blöcken von da wegzubringen, mag Schuld seyn, daß noch niemand es gewagt hat, sie zu bearbeiten. An der südlichen und westlichen Seite dieser Felsen wachsen alle die Kräuter und Moose, die diesem Land eigen sind; hingegen an der nördlichen und östlichen verursachen die Winde, die aus diesen Gegenden her wehen, eine so durchdringende Kälte, daß keine Pflanzen hier ausdauern können. Die Pflanzen gelangen in sehr kurzer Zeit zu ihrer Vollkommenheit. Bis in die Mitte des Maymonats ist die ganze Gegend zugefroren, im Anfang des Heumonats stehen die Pflanzen in Blüthe, und gegen

das Ende dieses Monats oder im Anfang August errei-
chen die Saamen ihre völlige Reife. Der Boden hat
seine Fruchtbarkeit größtentheils dem Dunge der Vögel
zu verdanken, die im Sommer hier wohnen, und ihre
Jungen ausbrüten, und die im Winter in wärmere Kli-
mate ziehen. Die Felsen und Abgründe sind voll Spal-
ten und Klüfte, in denen die Vögel ihre Eyer legen,
und ihre Jungen in Sicherheit aufziehen. Die meisten
sind Wasservögel, die ihre Nahrung in der See suchen.
Es giebt zwar auch Raubvögel, allein sie sind selten. Die
Wasservögel haben einen starken und fischartigen Ge-
schmack, ihr Fett ist unerträglich. Sie sind so zahlreich,
daß sie zuweilen die Luft verfinstern, wenn sie in ganzen
Truppen auffliegen, und machen ein so gräßliches Ge-
schrey, daß die Felsen weit umher davon wiederhallen.

Es giebt überdies einige wenige kleine Vögel, die un-
sern Schnepfen ähnlich sind, und eine Gattung Schnee-
vogel, der aber von demjenigen verschieden ist, den man
in der Hudsonsbay findet.

Der Eisvogel ist ein kleiner, überaus schöner, aber
sehr seltner Vogel. Er hat ungefähr die Größe und Fi-
gur einer Turteltaube, allein sein Gefieder, wenn die
Sonne darauf scheint, ist glänzend gelb, wie der goldne
Ring im Schwanz des Pfauen. Wir schossen verschiedene
Gattungen von Vögeln, deren Beschreibung ich hier kürz-
lich mittheile:

Die Bergente, ist eine Gattung wilder Enten, aber
von der Größe einer Gans: Schnabel und Leib kommen
mit den gemeinen Enten überein: das Männchen ist schwarz
und weis, das Weibchen braun: der Hals ist weit kürzer
als bey der gemeinen Ente; ihre Eyer haben eine blaßblaue
Farbe, sie legen dieselben auf Pflaum und zartes Moos, sie
sind nicht scheu, und fliegen in großen Heerden.

Die

Die Meerschwalbe ist einer der schönsten Vögel dieser Breiten. Wenn er fliegt, so scheint er wegen der Länge der Flügel und des Schwanzes sehr groß, an sich aber ist der Leib nicht größer, als eine Lerche: Schnabel und Klauen sind schön Karmesinroth; die Augen und Füsse glänzen schwarz, der Leib Perlfärbig, die Federn unter den Flügeln und Schwanz sind weiß, der obere Theil des Kopfs ist schwarz, seine Seitentheile sind weiß, im Schwanze sind vier gabelförmige Federn, und die Seiten der Federn am Rande der Flügel sind schwarz. Sie fliegen paarweise, und werden leicht geschossen; für ihre Eyer tragen sie wenig Sorgen, und legen sie untereinander aufs Moos hin. Die Eyer haben die Größe eines Taubeneyes, und sind von schmutzig grüner Farbe mit schwarzen Flecken. Dieser Vogel erhält sich von kleinen Meerkrebsen und Meerheimen.

Der Bürgermeister, wie ihn die Holländer benennen, die diese Gewässer befahren, ist so dick, als ein Storch, die Füsse sind aber nicht so hoch, und die Klauen mit Schwimmhäuten versehen, jene sind grün, und diese schwarz, der Rücken und die Flügel sind glänzend Perlenfarbig: Kopf, Hals, Bauch und Schwanz sind weiß, die Augen schwarz, mit einem hellen scharlachfarbnen Ring um dieselben, er bauet sein Nest auf hohen Klippen, und ernähret sich von Vögeln, oder vom Fett von Wallfischen, oder andern todten Fischen. Er fliegt nie in Gesellschaft, aber viele sammlen sich um einen Ort herum: er schwimmt oft auf dem Wasser, taucht sich aber niemals unter.

Die übrigen Bewohner dieser öden Küste sind weiße Bären, Rennthiere und Füchse. Es ist schwer zu begreifen, wovon diese Thiere im Winter sich nähren, wenn die ganze Erde mit Schnee bedeckt, und die See um und um zugefroren ist. Man will zwar behaupten, sie ziehen in

dieser Jahreszeit gegen Süden zu, und finden in den unermeßlichen Wäldern des festen Landes hinlängliche Nahrung. Wer aber die große Entfernung Spitzbergens, auch von denen ihm am nächsten gelegenen Theilen des festen Landes, in Erwägung zieht, wird eben so viel Schwierigkeit finden, den Unterhalt dieser Thiere auf ihrer Reise als in ihrem traurigen Vaterlande zu erklären, das sie wahrscheinlicher Weise nie verlassen. Der Bär ist unstreitig unter allen am besten für das Klima eingerichtet, das er bewohnt. Er ist zu Land und zu Wasser gleich gut zu Haus, und findet an beyden Orten seinen sichern Raub. Im Sommer findet er reiche Speisen an dem Abgang von Wallfischen und Seekälbern, den die Wallfischfänger in das Meer werfen, und der überall an die Küsten hingetrieben wird.

Dieses Thier weiß überdies mit ausserordentlicher grosser Geschicklichkeit Todtenkörper auszuspüren, sie mögen noch so tief in der Erde begraben werden, können also allerdings etwas zum Unterhalt dieser Thiere im Wint.. beytragen; allein immer bleibt doch die Frage übrig, woher sie ihren Unterhalt zogen, eh Menschen auf den Wallfischfang giengen, und diese unbewohnbaren Ufer besuchten?

Die Füchse kommen der Figur nach mit den unsrigen überein, allein an Farbe sind sie völlig verschieden. Der Kopf ist schwarz, und der übrige Leib weiß. Da es Raubthiere sind, so scheint es fast unmöglich, daß sie im Winter selten aushalten können, wenn sie im Sommer nicht genugsamen Vorrath für den Winter einsammlen. Man findet sie in großer Menge, allein ihre List und Behendigkeit mac.. , daß sie schwer zu fangen sind.

Amphibien sind um Spitzbergen herum sehr gemein; das Seekalb ist hinlänglich bekannt, da es überall anzutreffen

treffen ist, allein das Wallroß ist seltener, und wohnt blos in den nördlichsten Breiten. Seine Figur kommt mit der Figur des Seekalbs ziemlich überein. Der Kopf ist rundlicht, breiter als eines Ochsen, und sieht dem Kopf eines Mopsen mit abgeschnittenen Ohren ähnlicher, als irgend einem andern Thiere. Der Leib nimmt gegen dem Schwanz zu an Dicke ab, und hat die Größe eines unserer größten Ochsen. Die obern Hauzähne ragen über den untern Kiefer herab, und sind nach Verhältniß der Größe und des Alters des Thiers ein bis zwey Fuß lang und drüber. Seine Haut ist dicker, als des Ochsen seine, und mit kurzen mausfarbigen Haaren besetzt, die nach Verschiedenheit der Jahrszeit glätter und dichter, oder dünner sind. Seine Vorder- und Hinterfüsse sind den Füssen der Maulwürfe ähnlich. Es bedient sich derselben so wohl zu Schwimmen, als sich auf dem Lande fortzuschleppen. Es ist sehr beherzt, allein, wenn es auf dem Trocknen ist, so plump und ungelenksam, das es leicht zu überwältigen ist.

Diese Thiere leben immer in Haufen, oft von vielen Hunderten beysammen, und wenn eins angegriffen wird, so vertheidigen sie sich alle gemeinschaftlich bis auf dem letzten Athem. Wenn sie im Wasser verfolgt werden, so wehren sie sich bis zur Verzweiflung, und greifen sogar die Boote ihrer Verfolger an, und schlagen mit ihren Hauzähnen Löcher in den Boden derselben, wenn einige von ihnen verwundet werden, oder sie ihre Jungen in Gefahr sehen. Sie haben große Augen und oben am Hals zwey Löcher, aus denen sie, wie die Wallfische, Wasser ausspritzen.

Die See um Spitzberge ist voll Fische, sie scheinen aber von der Vorsehung vielmehr einer dem andern zum Raub, als zur Nahrung für den Menschen bestimmt zu

 seyn.

seyn. Der Makrele, der aber nicht in großer Menge hier angetroffen wird, verdient, theils weil er einer der gesündesten und schmackhaftesten ist, theils wegen seiner ausnehmenden Schönheit eine vorzügliche Stelle. Es scheint eine andere Gattung auszumachen, als diejenige ist, die auf unsern Küsten gefangen wird. Oben auf dem Rücken ist seine Farbe ein lebhaftes Blau. An den Seiten spielt sie vom Grünen ins Azurne. Unter dem Bauch ist sie durchsichtig weiß, die Finnen glänzen wie polirtes Silber. Alle diese Farben sind so reich, so lang der Fisch im Wasser lebt, daß man sich schwerlich in der Natur etwas Schöners vorstellen kann. Die meisten andern Fische auf dieser Küste sind öhlichter Natur und von schlechtem Geschmack.

Der Sägefisch ist sowohl wegen seiner wunderbaren Gestalt als seiner Feindschaft gegen den Wallfisch merkwürdig. Er hat seinen Namen von einem breiten, flachen Knochen, der von der Nase in eine Länge von zwey bis vier Fuß spitzig ausläuft. Zu beyden Seiten steht eine Reihe Zähne in der Weite eines Fingers einer von dem andern. Er ist auch mit einer doppelten Reihe Finnen versehen, und im Wasser von erstaunender Stärke. Seine Länge ist von zehn bis zwanzig Fuß. Er scheint zum Krieg geboren zu seyn, und Krieg ist auch sein einziges Gewerbe. Sein Kampf mit dem Wallfisch ist fürchterlich; er läßt nie von seinem Feinde ab, als bis er ihn entweder überwindet, oder seine Säge abbricht.

Der Wallfisch ist ein friedliches Thier, und schlägt sich nie, als zu seiner Selbstvertheidigung. Wenn er aber aufgebracht wird, so ist seine Wuth ganz außerordentlich. Ein Feind, der, seiner Kleinheit ungeachtet, diesem ungeheuren Thier unendliche Plage verursacht, ist

die

die Wallfischlause. Sie ist mit harten Schaalen bedeckt; ihr Kopf ist wie der Kopf einer Laus, mit zwey Fühlhörnern und mit zwey andern harten, gekrümmten Hörnern, vermittelst welcher sie sich an den Wallfisch anhängt. Unten hat sie zwey Freßzangen, mit denen sie sich ihre Nahrung verschaft, und hinten vier Füße, die ihr zu Rudern dienen. Ueberdies hat sie hinten noch sechs untere Haken, durch welcher Hülfe sie sich so fest ansetzt, daß man sie nicht losmachen kann, ohne das ganze Stück auszuschneiden, auf dem sie sitzt. Ihr Schwanz ist gegliedert, wie des Krebsen seiner; wenn sie frißt, deckt sie sich mit demselben, wie mit einem Schild. Sie hängt sich an die zartesten Theile des Wallfisches, zwischen seine Finnen, an seine Lippen an, und frißt solchergestalt ganze Stücke aus seinem Fleisch.

Wir fanden in Spitzbergen keine Quellen von frischen Wasser, allein durch die Thäler fließen kleine Bäche, die im Sommer durch Regen und geschmolznen Schnee erzeugt werden, und aus denen man die Schiffe versieht. Einige halten dieses Wasser für ungesund, allein mit Unrecht. Die Wallfischfänger haben sich desselben von jeher ohne schlimme Würkung bedient.

Eis aus der See genommen und geschmolzen giebt ebenfalls gutes, frisches Wasser. Bey stillem Wetter ist die See hier ungewöhnlich glatt und eben, bey Entstehung des Windes kömmt sie nicht sogleich in Bewegung, wenn aber der Sturm anhält, so erheben sich nach und nach die Wellen bis zu einer unglaublichen Höhe. So fürchterlich auch das Toben und Schäumen dieser aufgethürmten Wellen ist, so hält man sie doch für minder gefährlich, als diejenigen, die weniger hoch gehen, und geschwinder einstürzen.

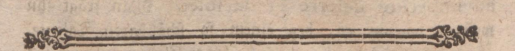
Das

Das Eis verändert seinen Platz be ändig; da, wo wir in dieser Jahreszeit Gefahr liefen, eingeschlossen zu werden, ist zu gewissen andern Zeiten kein Eis. Dieses giebt aber nicht den geringsten Grund zur Hofnung, eine praktikable Durchfahrt in dieser Richtung zu entdecken; denn wenn gleich die See unter dem Pol beständig offen wäre, so wird doch dieselbe augenscheinlich von großen Eisdämmen bald in kleinerer, bald in größerer Entfernung umringet. Sollte es auch jemand durch einen glücklichen Zufall gelingen, eine Oefnung zu finden, so sind doch Millionen gegen eins zu wetten, der zweyte, der es versuchen würde, würde eben die gleiche Oefnung versperrt antreffen.

Neben dem Hafen von Schmeerenberg giebt es um Spitzbergen herum noch verschiedene andere Häfen, in denen die mit dem Wallfischfang beschäftigten Schiffe bey stürmischen Wetter ihre Sicherheit suchen, wie auch einige Inseln, als Prinz Karls Insel, Klifton-Rock, Redhill, Hackluits Spitze ꝛc. nach denen die Seefahrer ihren Lauf richten. Diese Inseln sind voll Vogelnester, die Eyer sind aber so eckelhaft, als das Fleisch der Vögel, die sie legen. Die Seeleute aßen sie zuweilen: allein es ist eine äußerst schlechte Speise; selbst die Gänse und Enten auf den benachbarten Inseln haben einen fischartigen und scharfen Geschmack.

Die Luft um Spitzbergen ist nie von Eistheilchen frey; man sieht bey Millionen solcher Theile glänzend in derselben herumflattern, wenn die Sonne scheint. Selten bleibt die Luft in dieser Gegend viel Tage hintereinander hell. Zwischen Tag und Nacht ist hier kein Unterschied; diese ist so klar als jener. Die Sonne ist ohne Glanz, man kann sie mit bloßem Auge, wie den Mond ansehn, ohne geblendet zu werden. Die Nebel fallen hier so plötzlich ein, daß man

man aus dem hellesten Sonnenschein in einem Augenblick in solche Dunkelheit versetzt wird, die kaum erlaubt, von einem Ende des Schiffs bis zum andern zu sehn.



IV.

Abhandlungen und vermischte Aufsätze.

1.

Ueber Homer.

(Aus einer ungedruckten Französischen Handschrift des Abts Raynal. *)

Petron bringt einen so magern und übelgekleideten Greis auf die Scene, daß man ihn, sagt er, sobald er erscheinet, für einen von den Gelehrten hält, welche die Reichen nicht, wie man zu reden pflegt, im Wege ansehen: ex hac nota litteratorum, quos odisse divites solent. Man frägt ihn nach seiner Beschäftigung; er antwortet, er sey ein Dichter, und fügt bescheiden hinzu, wie er glaube, kein verächtlicher, wenn er sein Verdienst nach den Kronen, die er erhalten habe, abmesse, ungeachtet diese Kronen auch den Un-wissen-

*) An dessen Meinungen übrigens der Herausgeber keinen Antheil nimmt.

wissenden durch Partheylichkeit zugewendet würden: Ego sum poeta & ut spero, non humillimi spiritus si modo coronis aliquid credendum est, quos etiam ad imperitos deferre gratia solet. Man frägt ihn weiter: warum er, bey einem so schätzbaren Talente, gleichwohl genöthiget sey, so schlechte Kleider zu tragen? Eben deswegen, antwortet er, die Beschäftigung des schönen Geistes hat noch keinen reich gemacht, die Armuth ist die Schwester des Verdienstes. Propter hoc ipsum; amor ingenii neminem unquam divitem fecit, nescio quomodo bonæ meritis soror est paupertas.

Es scheinet, daß sich Petron den ältesten und größten unter allen Dichtern, bey seiner erdichteten Person zum Urbild genommen habe.

Homer hat auf sein Zeitalter so wenig Glanz geworfen, daß der Abbé d'Aubignac und einige andere deswegen gezweifelt haben, daß er jemal existiret, und folglich auch etwas in Schriften hinterlassen habe. Sie behaupten, die Iliade und Odyssee wären weiter nichts als eine Compilation von verschiedenen Gedichten oder alten Trauerspielen, die vor Alters in Griechenland wären gesungen worden; daß die erste Zusammentragung von Lykurg herrühre, und diese Gedichte hierauf aus der Gewohnheit gekommen und weniger geschätzt worden wären; daß diese wieder zerstreuten Stücke, von Pisistrat und seinem Sohne Hipparch, oder vielmehr durch ihre Vermittlung von den besten Grammatikern ihrer Zeit, von neuem wären zusammengetragen worden; daß man sie bey ihrer Entstehung die Rhapsodien des Homer, das heißt, die Sammlung der Gedichte des Blinden genannt, und darinn mehrere von den übrigen sehr verschiedene Verse bemerkt habe, die

von

von Verfassern herrührten, deren Genie mit dem des Verfassers der ursprünglichen Gedichte dieser Sammlung gar nicht verglichen werden könne. In diesen Angaben liegt etwas Wahres, aber auch unzählige Irthümer.

Nach der gemeinsten Meinung lebte **Homer**, welcher blind war, drey Menschenalter nach dem Trojanischen Kriege, ungefähr sechshundert Jahre vor Christi Geburt, etwa um die Zeit, als Numa oder Tullius Hostilius zu Rom regierten. Von besondern Umständen seines Lebens weiß man nichts Zuverläßiges; es scheinet aber gewiß zu seyn, daß er herumirrend und arm gelebt habe. Er soll, wie man sagt, von Stadt zu Stadt gezogen seyn, und seine Verse recitiret haben, um von denjenigen, denen sie das Glück hatten, zu gefallen, zu Tische eingeladen zu werden. Es wird erzählt, er habe der Stadt Cumes den Antrag gethan, daß er sie durch seine Gedichte verewigen wolle, wenn sie ihm bis an sein Ende Unterhalt gäbe; dieser Antrag sey aber verworfen worden, weil eine obrigkeitliche Person geäussert habe, daß, wenn die Stadt sich zu diesem Schritt verleiten ließe, sie bald ganz mit Blinden überschwemmt werden würde. Der armselige Zustand des Vaters der Dichter ist unterdessen noch kein Beweis, daß die Dichtkunst immer verachtet gewesen sey; denn eines von seinen Gedichten, das von dem Volke, dessen Städte und Helden er dadurch unsterblich gemacht hat, so schlecht belohnet worden ist, hat, nach Verlauf so vieler Jahrhunderte, demjenigen Ruhm und Reichthum zuwege gebracht, der es seinem Volke, dem die Helden Griechenlands gleichgültig sind, durch eine Uebersetzung bekannt machte. Pope gewann durch seine Uebersetzung der Iliade in Englische Verse zweyhundert tausend Pfunde. **Homer** kann so gut als Geschicht-schrei-

schreiber als Dichter angesehen werden; seine Gedichte sind nächst den Geschichtbüchern der heiligen Schrift, die älteste Prosangeschichte, die wir haben. Die Iliade ist nur ein Theil der Geschichte und Fabeln des Alterthums. Die Griechen hatten damal nur Dichter zu Geschichtschreibern und Theologen; erst vierhundert Jahre nach dem Homer schrieb man die Geschichte in Prosa. Dieser Gebrauch war sehr vernünftig, er verhinderte, daß man sich auf historische Kleinigkeiten und unbedeutende Umstände einließ, und man überlieferte den Nachkommen nur große Begebenheiten, die sie interessiren mußten. Der Götterdienst und die Geschichte großer Männer waren die einzigen Gegenstände dieser kleinen Anzahl von Schriften. Diese wurden lange Zeit bey den Aegyptern und Griechen in Versen aufgesetzt, weil sie bestimmt waren, auswendig gelernt und abgesungen zu werden, wie solches bey diesen von uns so verschiedenen Völkern der Gebrauch war. Letztere hatten bis auf Herodot keine andre Geschichte als in Versen, und ihre Poesie war zu keiner Zeit von der Musik getrennt.

Die Person des Homer ist auf eine zweyfache so verschiedene Manier geschildert worden, daß man ihn nicht für einen und denselben Menschen halten sollte. Wenn wir dem einen Glauben beymessen dürfen, so ist er der göttliche Mann, der durch die Stärke seines Genies die Kunst erfand und vervollkommnete. Vor ihm hat kein Mensch gelebt, den er hätte nachahmen, keiner nach ihm, der ihm hätte nachfolgen können. Es gäbe keine Dichtkunst, keine Poesie, ja gar keine Wissenschaften, wenn Homer nicht geschrieben hätte. Er ist es allein, der Gesetzgeber, Weltweise und Helden gebildet hat. Ein Faktum, das in der Geschichte der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften angefüh-

geführet wird, kömmt dieser Meinung sehr zu statten. Der Abbé Fraguier (als er noch Jesuit war, den Homer. Um die schönen Stellen dieses Dichters sich recht fest ins Gedächtniß zu prägen, oder leichter wieder zu erkennen, unterstrich er sie in seinem Exemplar mit Bleystift. Bey der zweyten Durchlesung fand er, zu seinem Erstaunen, Schönheiten, die er das erstemal übersehen hatte, und die durch die Lebhaftigkeit, womit sie auf ihn würkten, ihm eine Ungerechtigkeit vorzuwerfen schienen, da er den schon unterstrichenen Stellen den Vorzug vor ihnen gegeben hatte. Eben so gieng es bey der dritten Durchlesung, und bey der vierten befand sich beynahe das ganze Werk, vom Anfange bis zum Ende, unterstrichen.

Nach ihm kann man nur alsdann von diesem Fürsten der Dichter würdig reden, wenn man einen ähnlichen Versuch mit ihm gemacht hat; was würde er vollends von dem gefodert haben, der sich des Rechts anmaßen wollte, diesen Dichter zu kritisiren?

Eben dieser Abbé legte ein öffentliches Gelübde in Lateinischer Sprache ab, alle Tage, zur Wiedervergütung der verwegenen Kritiken des Lamotte, tausend Verse im Homer zu lesen. Alcibiades gab einem Gelehrten eine derbe Maulschelle, weil er gar nichts im Homer gelesen hatte. Es würde um die Backen mancher sogenannten schönen Geister übel aussehen, wenn es heutiges Tages solche Alcibiaden gebe. Man setzte der Madam Dacier zu, zu gestehen, daß eine lächerliche Stelle im Homer eben nicht gar gut wäre; nein, sagte sie, sie ist nur göttlich. Man frug sie einstmal, welcher von beyden, Virgil oder Homer, schöner sey. Homer, antwortete sie, ist um tausend Jahre schöner.

Nach andern zwar Homer nur wegen seiner Ungereimtheiten und seines schlechten Geschmacks ein merkwürdiger Mann. Niemand hatte von den Göttern einen seltsamern Begriff als er. Plump in seinen Erdichtungen und gefährlich in seinen Sittenlehren, kann man seine Fehler nach den Eigenschaften, die die gute Poesie erfodert, berechnen. Lamotte und Fontenelle sagten: das Attische Salz des Homer sey der Bodensatz in dem Kammergeschirr des Herrn und der Madam Dacier. Dufresne schätzte den Homer nicht, aber er wagte es auch nicht, ihn ganz zu verdammen. Wenn er sich denselben in einer Entfernung von fünf und zwanzig Jahrhunderten vorstellte, so sagte er, bilden Sie sich ein, sie sähen ein Weib in einem dicken Nebel; wer sich einfallen ließe, sich in dasselbe **zu verlieben**, würde Ihnen vergeblich zurufen: Sehen Sie die Feinheit ihrer Züge, die sanfte Lebhaftigkeit ihrer Augen, die unmerkliche Nance der Lilien und Rosen, ihrer zarten Gesichtsfarbe? — Wie, zum Henker, würden Sie diesem begeisterten Verliebten antworten, wie kannst du verlangen, daß ich davon durch einen so dicken Nebel hindurch urtheilen soll? ich müßte die Augen eines Luchses oder der Liebe haben.

Dem sey, wie ihm wolle, genug, Homer erhielte gleich nach seinem Tode die Bewunderung von ganz Griechenland. Zoil wurde dadurch beleidiget, er unternahm es, ihm diesen Ruhm zu vernichten und diesen großen Mann in die Klasse der schlechtesten Dichter zu erniedrigen. Er hatte sich den prächtigen Titel, einer Geissel des Homer, gegeben, und wenn man das, was Gallien davon geschrieben hat, buchstäblich nehmen soll, so gieng seine Narrheit soweit, daß er sich sogar an den Statüen des Homer vergriff und sie mit Ruthen peitschte. Er wurde aber dafür wie einer, der das Heiligthum entweihet,

weihet, behandelt, er wurde der Gegenstand des Hasses und der öffentlichen Verspottung, und alle stimmen, nach dem Vitruv, überein, daß er als ein Vatermörder sey bestraft worden. Dieser Schriftsteller fügt, auf eine sehr lächerliche Art, hinzu, daß Zoil verdient hätte, sehr elendiglich zu sterben. Der Name des Zoil ist nach der Zeit elenden Kritikern beygelegt worden, die die besten Werke lesen, um nur Fehler darinn aufzufinden, und welche wollen, daß man diese Werke nur von der Seite, die einigen Tadel zulassen, ansehen soll.

Die Verachtung, die sich Zoil durch dieses Verfahren gegen den Homer zugezogen hatte, befestigte den Ruhm dieses Dichters, und er blieb so lang unerschüttert, bis Demarest de St. Sorlin die Anklagen wider Homer erneuerte. Dieser Demarest ist der nemliche, der mit dem Kardinal von Richelieu die Tragikomödie Mirame schrieb, für welche der Saal gebauet wurde, woselbst ietzt die Opern gegeben werden, und wovon die Vorstellung eine Million Livres kostete. Dieses Schauspiel erhielte aber bey der ersten Vorstellung sehr wenig Beyfall. Der Kardinal, der dabey mit beschäftiget gewesen war, gieng Abends nach der Vorstellung ganz allein nach Ruel, und ließ Demarest zu sich rufen. Da dieser Dichter böses Wetter ahndete, bat er Herrn Petit, seinen Freund, ihn zu begleiten; und unterwegs beredeten sie sich, womit sie den Kardinal besänftigen wollten. Ha! redete dieser sie sogleich bey ihrem Eintritt an, die Franzosen werden doch nie Geschmack an Schönheiten bekommen, sie sind von Mirame nicht eingenommen worden. Monseigneur, antwortete Petit, die Schuld liegt nicht an dem Werke, es ist unvergleichlich, sondern an den Komödianten; haben Seine Eminenz nicht bemerkt, daß sie nicht allein ihre Rollen nicht wußten, sondern daß sie sogar alle besoffen waren? Wahrhaftig, erwiederte der Kardinal, ich besinne mich, daß sie

 äusserst

äusserst erbärmlich spielten. Unter noch manch andern Reden bekam der Kardinal seine gute Laune wieder, und er ließ beyde Poeten mit sich zur Tafel setzen. Nach ihrer Zurückkunft nach Paris verfehlten sie nicht, die Komödianten sogleich davon zu benachrichtigen, und sich des Beyfalls vieler Zuschauer zu versichern, so daß man bey der zweyten Vorstellung nichts als Klatschen hörte.

Demarest hatte Perrault zum Nachfolger. Dieser neue Kämpfer stritt mit aller ersinnlichen Unerschrokkenheit wider Homer. Er schrieb den Ruhm der Iliade und Odyssee dem Vorurtheil, der Unwissenheit, der Barbarei der vorigen Jahrhunderte zu. Da das Buch des Perrault sehr superficiell und voll Irthümer war, so wurde er von Despreaux überwältigt; doch schlug er sich allemal galant und lustig. Bilden Sie sich, schrieb er seinem Gegner, ja nicht ein, daß Ihnen die Hitze, mit welcher sie die Partei der Alten nehmen, in der Welt alle den Ruhm zuwege bringen werde, den Sie sich vorstellen. Viele Leute sehen von oben herab ihren Zorn mit eben dem Auge an, mit welchem einstmal der Ungestüm gewisser Franziskaner betrachtet wurde, die sich über die Form ihrer Kapuzen mit einander zankten. Sie glauben sogar, daß diese guten Väter mehr Ursach gehabt hätten, sich über ihre Kapuzen zu ereifern, als Sie, sich über Poeten zu entrüsten, die schon zweytausend Jahre todt sind. Der Prinz von Conti fachte gleichsam den Streit über den Vorzug der Alten vor den Neuern an, indem er sagte: wenn Despreaux dem Perrault nicht antwortet, so geh ich selbst in die Akademie, und rufe ihm zu: Schläfst du, Brutus? — Als Perrault, um sich Anhänger zu verschaffen, seinem Werke, worinn er die Neuern über die Alten zu erheben gedachte, den Titel gab: das Jahrhundert Ludwig

wig des Großen; so sagte Huet, Bischoff von Avranche, daß die Vertheidiger der Alten und des Jahrhunderts des August insbesondere, ihr Werk betiteln müßten: das Jahrhundert Jesu Christi.

Die Uebersetzung, welche Madam Dacier von den Werken des Homer machte, erneuerte den Streit weit lebhafter als er je gewesen war. Der Abbé Terrasson hat behauptet, daß diese gelehrte Frau erst eine ganz simple und nackte Uebersetzung gemacht hätte, sie sey aber durch die Bekanntmachung des Telemaque und den großen Ruhm, den sich dieses Gedicht von seiner Erscheinung an erwarb, für ihren Homer sehr in Sorgen gesetzt worden, und habe den Entschluß gefaßt, ihre Uebersetzung umzuschmelzen, um die Iliade in die Schreibart des Telemaque einzukleiden. Wenig Werke sind mit so viel Kunst, Bescheidenheit und Feinheit geschrieben, als die Dissertationen des Lamotte wider den Homer: indeß Madam Dacier von ihrer Seite, bekannt durch eine Gelehrsamkeit, die man an einem Manne bewundert hätte, die Sache des Homer mit aller Hitze eines Kommentators vertheidigte. Man hat gesagt, das Werk des Herrn Lamotte sey von einem geistvollen Frauenzimmer, und das der Madam Dacier von einem gelehrten Manne geschrieben. Der eine konnte wegen seiner Unwissenheit in der griechischen Sprache die Schönheiten des Dichters, den er bestritt, nicht empfinden; die andere war, wegen des den Kommentatoren gemeinen Vorurtheils, nicht fähig, die Mängel des Autors, den sie anbetete, einzusehen. Dieser gelehrte Streit theilte das ganze Königreich, und insonderheit die Akademie, in Partelen. Bey einer Versammlung der letztern frug man einen Akademiker, für welche er sich erkläre, ob für die Alten oder für die Neuen? Ich bin,

antwortete er, für die Rechenpfennige, raffte sie, die ihm zukamen, zusammen, und gieng fort. Folgende vier Verse wurden einstmal mit Kohle in großen Buchstaben geschrieben, über der Thüre der Französischen Akademie gefunden, sie sind eine Parodie derjenigen Verse, die **Corneille** auf den Kardinal **Richelieu** machte:

> La Motte & la Dacier avec un zéle égal
> Se battent pour Homére & n' y gagnent rien.
> L'une l'entend trop bien pour en dire du mal,
> L'autre l'entend trop mal pour en dire du bien.

Es wird hinreichend seyn, unser Urtheil blos auf die Iliade einzuschränken, weil die Odyssee, ungeachtet sie weit unter dieser steht, fast das nemliche Verdienst und die nemlichen Fehler hat. Hier ist das stärkste, was wider dieses Gedicht eingewendet worden ist.

1) Der Plan der Iliade scheinet fehlerhaft zu seyn, weil man nicht weiß, was Homer für einen Endzweck dabey vor Augen gehabt hat. Die meisten Kritiker glauben dieses Gedicht am besten kritisirt zu haben, wenn sie sagen, daß der Gegenstand der Iliade eine Leidenschaft, und keine Handlung sey, nemlich der Zorn des Achilles.

2) Die Götter des **Homer** sind Elende, man mag sie von einer Seite betrachten, von welcher man will; sie haben den Menschen nicht erschaffen, sie selbst haben sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt und vermehrt; sie sind den körperlichen Gebrechlichkeiten, dem Schmerz, dem Klagen und Weinen, den Entkräftungen unterworfen, und, um alles zusammen zu fassen, sie haben Aerzte. Ich besinne mich, sagte **Lamotte** in dieser Rücksicht, daß ich **Despreaux** eines Tags um die Ursach befrug, warum die Götter des Homer so seltsam

und unanständig wären; und er wollte sie durch das triviale Hülfsmittel der Allegorien vertheidigen, und mit eine Meinung, die ihm allein eigen war, vertraulich entdecken, ob er sie gleich, so überzeugt er auch davon war, nicht bekannt machen wollte: Homer habe nemlich, aus Besorgniß, seine Leser durch das beständige Tragische seines Gegenstandes zu ermüden, und da er in Ansehung seiner Helden und Menschen nur Schlachten und gewaltsame Leidenschaft zu schildern, gehabt hätte, den Grund seines Gemäldes auf Unkosten der Götter selbst aufheitern wollen, und sie in den Zwischenakten Komödie spielen lassen, um die Leser, die durch die beständigen Schlachten, ohne diese Zwischenspiele, abgeschreckt worden wären, wieder aufzumuntern.

3) Die Helden der Iliade haben gemeine Tugenden und eben so gemeine Laster. Sie besitzen eine unerträgliche Eitelkeit, und Homer legt beständig alles das Gute, was er davon sagen will, seinen Helden selbst in den Mund. Mit dieser Eitelkeit verbinden sie den unanständigsten Zorn. Die Injurien, die sie sich einander sagen, sind ihnen nicht nur in den Schlachten, sondern auch bey sehr ruhigen Gelegenheiten, sehr geläufig. Ihre Gottlosigkeit gleicht ihrer Wuth; sie behandeln die Götter ärger als die Menschen. Die Grausamkeit ist vielleicht das Laster, das sie am meisten übertreiben. Es ist ihnen nicht genug zu überwinden, sie wollen morden, und vergreifen sich auch noch an den Todten. Wenn sie sich zuweilen entwafnen lassen, so geschieht dieses nicht aus Großmuth, sondern aus Geitz. Unerbittlich gegen Flehende, lassen sie sich nur durch Lösegeld besänftigen, und wenn sie ihren Feinden das Leben schenken, so geschieht es blos, um sich zu bereichern.

 4) Die

4) Die Erzählung des Homer ist öfters weitschweifig und abgeschmackt. Er verstand die Kunst meisterlich, Umstände auszudenken, um sie mit der Hauptbegebenheit zu verbinden, die er zu erzählen hatte; warum wählte er aber immer die niedrigsten, wenn sein Gegenstand erhabene foderte; verdrießliche und unangenehme, wenn er gefällig war, und schläfrige, wenn der Gegenstand Lebhaftigkeit verlangte?

5) Man hat die Beschreibungen des Homer immer für vortreflich gehalten, und in der That verdienen viele unter ihnen diesen Ruhm. Unterdessen geht dieser Dichter doch oft in ein gar zu großes Detail hinein, und seine Schilderungen werden eben wegen dieser unbedeutenden Kleinigkeiten kalt und kraftlos. Das wahre Verdienst eines Dichters besteht nicht darinn, alles zu mahlen, sondern nur das Schickliche, das was interessiren und gefallen kann.

6) Die Reden, die Homer seinen Personen in den Mund legt, sind einer der beträchtlichsten Theile seines Gedichts, ich glaube sogar, das er der reichste sey und wobey er die meisten Schönheiten angebracht hat. Gemeiniglich herrschet darinn ein großer Vorrath von Pathetischen und Großen, aber man findet doch auch Fehler darunter. Sie sind mit groben Injurien, übel angebrachten Geschichten, kindischen Rodomontaden angefüllt, und werden von Helden gehalten, die haraukirten, wenn sie fechten sollten. Oefters sind diese Reden an Verstorbene oder an Pferde gerichtet.

7) Der Gleichnisse bedienet man sich, entweder, um von der dargestellten Sache durch Aehnlichkeiten einen deutlichern Begriff zu geben, oder um durch edle und angenehme Bilder den Geist zu erheben und zu ergötzen,

götzen, oder blos in der Absicht, um die Erzählung abwechselnder zu machen, die ohne dieses Hülfsmittel trocken und einförmig seyn würde. Homer aber bringt Gleichnisse an, die Verwirrung und Dunkelheit verursachen, weil sie keine Beziehung auf den Gegenstand haben, er häuft sie über einander, und bedienet sich öfters der nemlichen. Doch stößt man noch von Zeit zu Zeit auf einige, die ungemein glücklich gewählt sind.

8) Sentenzen machen auf ein Gedicht eine doppelte Würkung, sie verschönern es und machen es nützlich. Je nachdem die Beyspiele die Einbildungskraft einnehmen, und das Herz erwärmen, je nachdem befestigen sich auch die Eindrücke, die sie auf unsern Geist machen. Sie müssen um deswillen immer an ihrer rechten Stelle stehen, elegant, genau und von großem Inhalt seyn. Viele beym Homer haben diese Vorzüge, viele aber auch nicht.

9) Der Ausdruck ist in einem Gedichte beynahe das, was das Kolorit in einem Gemälde ist. Es ist nicht genug, daß die Zusammensetzung eines Gemäldes weislich angeordnet, und die Zeichnung genau ist, das Kolorit muß das Werk vollenden, und den Objekten ihre ganze Aehnlichkeit geben. Eben so würde es bey einem Gedichte nicht hinreichend seyn, wenn nur die Handlung wohl ausgedacht wäre, aber der Ausdruck nicht das ganze Werk beseelte. Und dieses ist der glänzende Theil des Homer; diesem Verdienste des Ausdrucks hat er die Bewunderung aller Jahrhunderte zu verdanken. Ohne die Reize des Ausdrucks würde die Iliade nie von Alexander dem Großen das kostbarste Produkt des menschlichen Geistes seyn genennet worden: pretiosissimum humani animi opus. Quintilian hat den Homer also charakterisirt: Ihn hat bey großen Gegen-

ständen niemand an Erhabenheit, niemand bey kleinen an Angemessenheit des Ausdrucks übertroffen; er ist munter und gedrängt, angenehm und ernsthaft, und sowohl seines Reichthums als seiner Kürze wegen bewundernswürdig. Hunc nemo in magnis sublimitate, in parvis proprietate superavit; idem lætus ac pressus, iucundus & gravis, tum copia tum brevitate mirabilis.

10) Die gute Moral ist in einem Gedichte nothwendig; denn obgleich der Schriftsteller gemeiniglich nur die Absicht hat zu gefallen, so kann er doch diese Absicht nur in so fern erreichen, in wie fern er über die Dinge eben die Urtheile fället, die andere Menschen darüber zu fällen pflegen, und da wir immer die Tugend für schön und das Laster für häßlich halten, wenn uns nicht das gegenwärtige Interesse unserer Leidenschaften verblendet, so würden wir keinen Geschmack an einem Werke finden, wenn es nicht mit diesem natürlichen Urtheile über unsere Leidenschaften übereinstimmte. Die Moral des Homer ist gemeiniglich gut; er stützt sich überhaupt außerordentlich auf den Beystand der Götter, als einer den Menschen höchstnöthigen Sache; aber es ist auch wahr, daß er öfters die Früchte seines Unterrichts vernichtet, indem er die Ursach des Schutzes der Götter mehr auf ihre Caprisen, als auf Religion und treue Erfüllung unserer Pflichten, gründet.

11) Von dem persönlichen Verdienste des Homer. Ungeachtet der Mängel, die sich in den Werken dieses Dichters befinden, kann man ihn doch nicht genug loben, weil er ohne Wegweiser seine eigene Bahn gieng, und sich durch sein eigenes Genie emporhielt. Er hatte, sagt ein großer Kritikus, einen ungeheuren und fruchtbaren Geist, mehr erhaben als fein, mehr natür-

lich

lich als erfinderisch, und der mehr den Reichthum als die Wahl liebte. Vermöge der Superiorität seines Geschmacks bemächtigte er sich der ersten Ideen von Beredsamkeit in jeder Gattung, er redete die Sprache aller Leidenschaften, und er hat wenigstens den Schriftstellern, die in seine Fußstapfen treten sollten, eine unendliche Menge von Wegen geöfnet, an welchen weiter nichts mehr übrig ist, als daß sie geebnet würden. Es ist wahrscheinlich, daß Homer, er mag gelebt haben, in welcher Zeit er wolle, wenigstens der größte Dichter seines Vaterlands gewesen sey, und wenn man ihn nur in diesem Sinne denkt, so kann man sagen, daß er sogar der Lehrmeister derjenigen sey, die ihn übertroffen haben.

Zur Zeit als **Perrault** in seinen Parallelen der Alten und Neuen den **Homer** befehdete, unternahm es der Abbé **Regnier Desmarais**, voll Unwillen über die lächerlichen Uebersetzungen, die jener Schriftsteller von einigen Stellen der Iliade und Odyssee gegeben hatte, den **Homer** zu rächen, indem er von dem ersten Buche in der Iliade eine Uebersetzung in Versen machte. Allein der Erfolg war weniger als mittelmäßig; **Homer** ist in dieser Uebersetzung ein mattherziger Dichter und langweiliger Erzähler; der Uebersetzer hat seinem Original nicht das Edle und Erhabene zu geben gewußt, deren unsere Poesie fähig ist. Dieser Abbé hat eine große Menge von Gedichten gemacht, worinn die Wendung öfters natürlich ist, wie z. B. folgendes auf große Herren, von welchen er immer aufgenommen wurde.

Il faut toujours aux grands Seigneurs
Rendre toute sorte d'honneurs;
Les aimer c'est une autre affaire;

Qui

Qui ne les connoit qu'à demi,
S'honore d'être leur ami,
Qui les connoit bien, ne l'est guerre.

Madam Dacier ließ einige Zeit darauf eine vollständige Uebersetzung der Iliade und Odyssee drucken. Man rühmte an derselben die Eleganz und fast durchgängig die Treue. Dieses Frauenzimmer, damal unter dem Namen Anna le Fevre bekannt, war die Tochter des gelehrten Tannegui le Fevre, und unterrichtete sich zufälliger Weise. Le Fevre unterrichtete seinen Sohn in Gegenwart seiner Tochter, die sich mit Tapezereyen beschäftigte. Wenn der Lehrling auf die Fragen seines Vaters übel antwortete, half ihm seine Schwester unterm Arbeiten heimlich ein; Le Fevre merkte dieses und gab ihr dann selbst Unterricht. Sie heyrathete Herrn Dacier, und diese Verbindung erhielt Beyfall. Bey dieser Gelegenheit erzählt man, daß Gaston, Herzog von Orleans, als er gesehen habe, daß sich zwey Personen vermählten, die beyde in Ansehung ihrer Vermögensumstände von den Glücke wenig begünstiget wären, im Scherze gesagt haben soll, daß sich Hunger und Durst zusammen vermählten; man könnte sagen, daß diese Heyrath des Herrn Dacier und der Mamsell le Fevre die Vermählung des Lateins mit dem Griechischen gewesen sey. Bey Gelegenheit dieser Vermählung machte jemand folgende zwey Lateinische Verse:

Docto nupta viro, docto prognata parente,
Non minor Anna viro, non minor Anna patre.

Kurz nach ihrer Verheyrathung reisten Herr und Madam Dacier, halb überzeugt von der Falschheit des Calvinismus, nach der Stadt Castres, ihrem Vaterlande, um mit mehrerer Musse darüber nachzudenken, was

was für eine Partei sie ergreifen wollten. Charleval, einer der schönsten Geister, die Frankreich je gehabt hat, glaubte, daß der schlechte Zustand ihres Vermögens sie genöthiget habe, Paris zu verlassen, und brachte ihnen zehntausend Livres an Golde, aber, so sehr er auch in sie drang, es anzunehmen, so schlugen sie es doch aus. Madam Dacier erzog mit der größten Sorgfalt ihren einzigen Sohn, der im zehnten Jahre starb. Sie hatte ihn den Herodot lesen lassen, und da er eine außerordentliche Neigung für die Wissenschaften besaß, so hatte er ihr einstmal einen Polybius heimlich weggenommen. Der Diebstahl wurde entdeckt, und als ihn eine Person von Verstand eines Tags frug, was für ein Urtheil er über diese beyden Geschichtschreiber fällte, so antwortete der Knabe: Herodot ist ein großer Zauberer, aber Polybius ist ein Mann von großem Verstand. Folgendes ist ein merkwürdiger Zug von der Bescheidenheit dieser Frau. Ein teutscher Edelmann besuchte sie einst, und bat beym Abschied, ihren Namen nebst einer Sentenz in sein Stammbuch einzuschreiben. Als Madam Dacier die Namen der größten Gelehrten von Europa darinn erblickte, erstaunte sie, und sagte, sie schämte sich, ihren Namen unter die Namen so vieler berühmten Personen zu setzen. Der Edelmann ließ nicht ab, und je mehr sie es ablehnte, desto mehr bestand er auf seiner Bitte. Endlich gab sie seinen Zudringlichkeiten nach, ergriff die Feder und schrieb ihren Namen nebst folgendem Verse des Sophokles hinein: Le silence est l'ornement des femmes (Schweigen ist die Zierde der Weiber.) Der Fremde, durch diesen charakteristischen Zug von Bescheidenheit überrascht, verließ sie voll Bewunderung.

Obgleich Boileau und Madam Dacier in dem Streite über den Vorzug der Alten und Neuen, zu einer Partei gehör-

gehörten, so schätzte sie dieser Satyriker doch nicht sehr, weil sie nichts als Uebersetzungen gemacht hatte. Er sagte einst, ziemlich hart, zu ihr: Sie haben gut machen und gut sagen, meiner Meinung nach sind das nur Leute von Genie, die schöne Gedanken haben, und nicht die, die nur die schönen Gedanken anderer verstehen. Noch weniger machte er sich aus Herrn Dacier. Er flieht, sagte er, die Grazien, und ihn fliehn die Grazien wieder. In dem Streite über die Alten, antwortete Madam Dacier dem Lamotte allemal, wenn er etwas kritisirte, mit Enthusiasmus: O, wenn Sie nur Griechisch verstånden! Ich glaube, sagte Lamotte bey einer ähnlichen Gelegenheit sinnreich, den Helden des Cervantes zu hören, der, weil er ein bewafneter Ritter war, allenthalben Zauberer sah, wo sein Stallmeister weiter nichts als Schaafe erblickte. Ungeachtet Lamotte mit Madam Dacier sehr lebhafte Streitigkeiten gehabt hatte, so verlas er doch, nach ihrem Tode, die Lobrede auf sie in der Akademie als ein edler Gegner; er sagte darinn, daß diese berühmte Dame, die gegenwärtig auf dem Parnaß sey, nunmehr ungezweifelt wissen werde, wer von ihnen beyden, sie oder er, sich in dem Urtheile über den Homer, geirret habe.

Lamotte, der kein Griechisch verstand, und den Homer nur aus der Uebersetzung der Madam Dacier kannte, wollte gleichwohl eine Iliade, die uns interessiren würde, in Französischer Sprache herausgeben. Er wollte nemlich, in dieser Absicht, alles Unnütze, alle Wiederholungen, Episoden und niedrige Dinge, die im Homer vorkamen, wegnehmen. Er schmolz dieses Gedicht bis auf ein Viertel dessen, was es war, zusammen. Die Ausführung dieses Plans hat dem Herrn Lamotte keine Ehre gemacht, denn er war mehr Philosoph als Dichter. Es steckt viel Verstand in seinem Werke, aber nicht genug Empfindung, Einbildungs-

bildungskraft und Bilder. Da Lamotte in Versen und Madam Dacier in Prosa übersetzt hat, so erregte dieses einen neuen Streit. Einige behaupteten, daß man die Dichter in Versen, andere, daß man sie in Prosa übersetzen müßte. Die Vertheidiger der Prosa gaben vor, daß die Tiranney des Reims nicht zuließe, den Dichter in allen seinen Wendungen und Ausdrücken genau zu folgen, und daß in der Länge die Prosa weniger ermüde als Verse. Die Verfechter der Verse räumen dieses zum Theil ein, aber sie fügen hinzu, daß man die Harmonie, die Bilder, das Erhabene des Dichters, den man übersetzt, nur durch die Poesie erreichen könne.

2.

Ermenonville.

Das Landgut Ermenonville, berühmt durch Rousseau's Auffenthalt, und geheiligt durch sein Grab, liegt neun Französische Meilen von Paris, und gehört dem Markis von Gerardin. Man kommt von Paris durch das Gehölze von Chantilly dahin. Es ist der einzige Ort, wo die Franzosen sich eine richtige Vorstellung von den ländlichen Anlagen der Britten holen können, die es vielleicht noch in vielen Stücken übertrift. Auch reiset es kein Fremder oder Nachbar vorbey. Kaiser Joseph würdigte es seines Besuchs, und fand die Natur hier schöner und reizender als in ihrem Staat zu Chantilly. Der Park macht einen Theil einer Waldung aus, von der er tausend bis zwölfhundert Acker einnimmt. Das Terrain ist so unregelmäßig und reich an Mannichfaltigkeiten, daß es von

selbst eine Menge höchstmalerische Scenen und Gemälde anbot, die man mit vielen Geschmack und großen Kosten genutzt hat.

Ein Fluß, der von der Seite des Schloßeingangs dreyhundert Fuß entfernt ist, thut eine eben so schöne Wirkung als die Cascade zu Tivoli, indem er sich funfzehn Fuß zwischen Felsen herunterstürzt, die „Tour“ vom Vorhof macht, und eine zweyte, gleich ländliche Cascade, durch seinem Fall in dem Schloßgraben, bildet. Hierauf verfolgt er seinen Lauf im Gesicht des Schlosses durch eine herrliche Wiese, wo sein Wasser immer mit der Fläche des Bodens gleich fließt; die Wiese ist mit schönen Holzungen eingefaßt, und hinter ihnen steigen, in einer kleinen Entfernung, die Gipfel von Gebirgen empor, die theils kahl, theils mit Wald bedeckt sind. In diesen Gehölzen, und hinter diesen Gebirgen, trift man Seen, Baumschulen, Kornfelder, Meyereyen, und mehrere solche ökonomische Anlagen an.

Die Spaziergänge sind alle vortreflich, und das Ohr wird eben so sehr als das Auge durch die gute Musik geschmeichelt, die einen hier überrascht. Der Markis von **Gerardin** hat verschiedene Tonkünstler in seinen Diensten, die sich bald im Holz, bald am Gestade des Flusses, bald auf dem Wasser selbst, hören lassen, und wenn es Nacht wird, sich in dem Saal versammeln, welcher dem, wo sich die Gesellschaft aufhält, am nähesten liegt. Offenherzigkeit, ungezwungenes Wesen und Simplicität im Umgang wie im Anzug, findet man hier mehr als anderswo. Frau von **Gerardin** und ihre Tochter gehn in Reitkleidern vom gemeinsten braunen Zeug, und ihr ganzer Kopfputz ist ein schwarzer Huth. Die Söhne sind eben so einfach gekleidet, und man könnte sie mit den Dorfkindern verwechseln.

Jeder

Jeder Liebhaber der schönen Natur und ungekünstelten Anlagen lese des Markis von Gerardin Werk de la Composition des paysages, das bey Breitkopf zu Leipzig 1779, unter dem Titel: Von Verschönerung der Natur um Landwohnungen, übersetzt erschienen ist; und die Schöpfung des Feenauffenthalts von Ermenonville wird ihm bey einem solchen Lehrmeister kein Wunder mehr dünken.

Seit Rousseau's Tod heißt die von Pappeln bekränzte Insel, auf der er begraben ist, Elysium. Das Grabmal ist einfach, dem Weltweisen, der darunter verweset, angemessen, aber voll Geschmack. Man kennt es aus dem schönen Kupferstich des jungen Mareau, und durch die platten, elfenbeinern Dosen, worauf dieser Stich mit Farben kopirt ist, und die man Rousseau's Dosen nennen könnte. Auch in dem schönen Werke des Herrn Hirschfelds steht dieser Stich, und im Englischen Garten des Fürsten von Dessau findet man mit angenehmer Ueberraschung, Ermenonville, die Pappelinsel und das Grab. — — Der Wahlspruch des Weltweisen, den er selbst sich wählte: Vitam impendere vero: und die Worte: Hic jacent ossa J. J. Rousseau (Hier ruhen J. J. Rousseau's Gebeine) sind die Aufschriften des Denkmals.

Der Garten ist reich an treflichen Innschriften *). In einem anmuthigen Thale, neben einem Becken lebendigen Wassers, steigt eine Pyramide mit Virgils Namen empor.

Genio

*) Ich muß bey dieser Gelegenheit eine Innschrift anführen, die sich auf dem, Parkmäßig angelegten, Gute eines Herrn von S... in der Lausitz befindet, und die mir ungemein gefallen hat. Man findet sie auf zwey Obelisken, welche die Gränze des Guts bezeichnen und am Wege stehn: auf der innern Seite, nach dem Park zu, lieset man Vale hospes! und außen: Salve hospes!

Genio P. Virgilii Maronis
Lapis iste cum luco
Sacer esto.

(Dem Genius des P. Virgilius Maro, sey heilig dieser Stein und der Hayn.)

Tiefer lieset man die Namen von unserm Geßner, von Thompson, und andern glücklichen Sängern der Natur und Jahreszeiten. Zwey ineinander geschlungene Bäume, und die Devise Omnia junxit amor (Liebe verbindet alles) schildern mit einem Zug die mannichfaltigen Lagen dieses friedlichen Thals. Aus ihm kommt man zum unvollendeten Tempel der Philosophie. Dieser Uebergang von der Natur zur Philosophie ist sehr sinnreich, aber die Anspielung mit dem unvollendeten Tempel noch sinnreicher. Im Tempel steht:

Hoc templum inchoatum
Philosophiae nondum perfectae
Michaeli Montaigne,
Qui omnia dixit
Sacrum esto.

(Heilig sey dieser angefangene Tempel, der noch nicht vollkommenen Philosophie, dem Michael Montaigne, der alles gesagt hat.)

Auf den Säulen liest man Newton, Cartesius, Voltaire, Penn, Montesquieu, J. J. Rousseau, und auf der zerbrochenen Säule, quis hoc perficiet! (Wer vollendet die!) Ueber der Thüre: rerum cognoscere causas (den Grund der Dinge kennen!)

Eine Emsiedeley, bescheiden und simpel, wie die Tempel der ersten Menschen, die sie ohne Winkelmaas und Senk-

Senkbley der Gottheit bauten, zeigt sich neben dem Tempel der Weisheit. Die Thüre ist gegen den Tempel gekehrt, mit der Ueberschrift.

Au créateur j'eleve mon hommage,
En l'admirant dans son plus bel ouvrage.

Nun kommt man in die Wüste. Schon die Inscription bereitet vor.

Scriptorum chorus omnis
Amat nemus & fugit urbes.

(Das Chor der Schriftsteller liebt den Wald und flieht die Städte.)

Die Einöde ist wild, aber eine Wildniß, schön in ihrem Grauerlichen; hier ein Hügel, von den Stralen des Mittags begünstigt, dort ein enges und malerisches Thal; einsame Bäume, halbdürre Wiesen, kärgliche Wasserbäche. Ueber der Thüre einer Strohhütte lieset man, Charbonnier est maitre chez lui, und über der Hütte, wo Rousseau wohnte: Celui-la est véritablement libre, qui n'a pas besoin de mettre les bras d'un autre au bout des siens pour faire sa volonté. (Der ist wahrhaftig frey, der nicht die Arme eines andern an's Ende der seinigen zu hängen braucht, um seinen Willen zu thun.) Ein See endigt die Wüste, und erinnert an Helrosen, an Julien, an die Grotte, die Felsen, so sehr treffen hier die Aussichten mit denen im Roman überein! Ein Bosket contrastirt auf eine angenehme Weise mit der Wüste. Im Bosket ist ein Pavillon aufgeführt; Otio & Musis. (Der Muße und den Musen.) Nah dabey ist eine Grotte. Ein klarer Bach windet sich an ihrem Fuße, und ein Dach von Laub schützet sie vor den Stralen der Sonne;

 inwen-

inwendig läuft eine Bank von frischen Rasen umher, und der Boden ist mit Blättern überstreut.

Gabriellen's, der schönen, berühmten Gabrielle Auffenthalt, war in der Nähe von Ermenonville. Hier suchte Heinrich IV. sie und Ruhe und Glück. Aber diese Gegend war auch oft der Schauplatz blutiger Gefechte in den bürgerlichen Kriegen. Eine Innschrift erinnert daran.

Hic fuerunt inventa
Plurima ossa occisorum
Quando fratres, fratres,
Cives, cives trucidabant.
Tantum religio potuit
Suadere malorum.

(Hier wurden viele Gebeine der Erschlagenen gefunden, als Brüder Brüder, Bürger Bürger mordeten. Zu so großen Uebeln konnte Religion verleiten!)

Man kommt zu Wasser zum „Thurm der schönen Gabrielle," wo sie den großen Heinrich zu ihren Füßen sah. An der Pforte ist die Rüstung des Dominik de Vic, Heinrichs IV. Sergeant de Bataille, aufgehangen, der im Treffen bey Ivry ein Bein verlor, und zwey Tage nach dem Meuchelmorde des Königs, als er durch die Straße de la Féronnerie gieng, von einem so heftigen Schmerz befallen wurde, daß er für Tod auf den Platz niedersank, und den Tag darauf starb. Bauart, Ton der Farben, Costum des Zimmerputzes, sind überall mit der größten Wahrheit beobachtet. Man glaubt Gabriellen in ihrem kleinen ovalen

len Saal zu sehn, und lieset mit neuem Vergnügen den berühmten Gesang,

Charmante Gabrielle
Percé de mille dards. . . .

Der Dichter Sedaine hat dieses simple Air, auf einem von den Pfeilern in Gabriellen's Kirche, parodirt, und der Dûc de Nivernois, einer von Frankreichs liebenswürdigsten Männern und Gelehrten, hat seine Gegenwart zu Ermenonville durch ein Gedicht verewiget, das den Beschluß meines Aufsatzes machen mag.

Je ne traiterai plus de fables,
Ce qu'on nous dit de ces beaux lieux,
Où les mortels, devenus presque dieux,
Goutent sans fin des douceurs ineffables.
De l'Elyssée où tout est volupté,
Je regardois le favorable asyle
Comme un beau rêve à plaisir inventé,
Mais je l'ai vu, ce sejour enchanté,
Oui je l'ai vu, je viens d'Ermenonville!

R—d.

3.

Skizzen einer Geschichte der teutschen Dichtkunst.

Erste Epoche

von Karl dem Großen bis auf die Minnesinger, von S—d.

Die alten Germaner hatten, wie die meisten wilden Nationen, Sänger, die sie in den Krieg begleiteten, sie zur Topferkeit ermunterten, und ihre Thaten sangen. Die ältesten Nachrichten von ihnen finden wir beym Tacitus, und aus ihm wissen wir, daß die Barden die Niederlage der Römer zu eben der Zeit gesungen haben mögen, da Horatz die Thaten des August verewigte. Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Worts Barden giebt es mancherley Meinungen. In jenen Zeiten, wo man noch nichts von historischer Kritik wußte, und sich noch auf Schriftsteller, wie Berosus, berufen durfte, machte man sich die Sache dadurch sehr leicht, daß man einen gallischen König Bardus annahm, welcher Musik und Dichtkunst erfunden, und wohl gar schon zu Abrahams Zeiten gelebt haben sollte. Wenn man findet, daß Barde im alten Teutschen so viel als eine Art hieß, und daß, wie Rudbeck behauptet, die Gothen ein Wort Barda gehabt, das schlagen oder verwunden bedeutete, so sind dies Etymologien, die mit dem Beruf der Barden am meisten übereinstimmen. Borhorn im Lexico Britan-

tannico-Latino leitet von dem Stammwort Bardd folgende Wörter ab: Bardonegg ein Gedicht, Bardoni ein Dichter, Bardoniath die Dichtkunst. Macpherson (in der Schrift von den Barden, die man aus seinem historischen Werke übersetzt) erklärt es für ein einsylbiges Wort, dessen Abstammung man vergebens aufspüre. Dufresne in seinem Glossarium thut dar, daß Bardale im Celtischen eine Lerche bedeute. Bardd bedeutet, wie Klopstock in den Anmerkungen zur Hermannsschlacht anführt, noch jetzo in der Walliser Sprache Poesie mit Geschichte verbunden. Den Gesang jener Dichter nennt Tacitus in seiner Schrift von den Sitten unsrer alten Vorfahren Barditus oder Barritus, wovon das letztere nur eine bequemere Aussprache, itus aber bey beiden offenbar nur die angehängte lateinische Endung ist. Aus seinen Ausdrücken erhellt deutlich genug, daß er darunter nicht sowohl die Worte selbst und den Innhalt der Gesänge, als das wilde Geschrey verstehe, womit dergleichen Lieder angestimmt wurden. Doch sind die Streitigkeiten, welche die Ausleger darüber erhoben haben, deshalb überflüßig, weil in jenen frühen Zeiten Text und Melodie noch unzertrennlich verbunden waren. Ein ähnlicher überflüßiger Streit scheint es zu seyn, wenn man gefragt hat, ob die Barden zu der Klasse der Priester bey unsern Vorfahren gerechnet worden wären. Von den teutschen Barden hat man darüber keine überzeugende Beweisstelle, und bey andern nordischen Völkern entscheidet doch zuletzt die Analogie dahin, daß die Barden auch von Religionsgegenständen gesungen, und in Rücksicht dessen heilige Personen gewesen. Die ältesten Gattungen der Dichtkunst bey allen Nationen sind Religionspoesie, Kriegspoesie, Geschichtspoesie und Gesetzpoesie gewesen, und dies waren unstreitig auch die Gegenstände, die unsre Barden

den bearbeiteten. Sie verewigten aber vorzüglich Thaten der Tapferkeit; sie sangen ihre Heldenlieder sehr oft bey öffentlichen Gastmahlen, indem dies in Friedenszeiten wichtige und feyerliche Zusammenkünfte waren, und durch andre öffentliche Wiederhohlungen erhielten sich ihre Lieder und das Andenken jener Thaten bey einem Volke, das nicht schreiben konnte. Sie preisen in alten Liedern, sagt **Tacitus**, einen Gott **Thuisto**, aus der Erde entsproßen, und seinen Sohn **Mannus**, den Urheber und Stifter ihrer Nation. Man sieht daraus, daß sie in ihren Gesängen bis auf den entferntesten Ursprung der Nation zurückgiengen, und daß bey unsern Vorfahren, wie fast bey allen Völkern, die älteste Poesie die Stelle der Geschichte vertreten musten. Lieder, sagt Tacitus ausdrücklich, sind die einzige Art von Urkunden und Jahrbüchern bey ihnen. Vom **Hermann** erzählt uns **Tacitus** an einem andern Orte ausdrücklich, sein Andenken sey noch zu seiner Zeit von den teutschen Völkern in Liedern erhalten worden. In der Schlacht selbst musten die Lieder der Barden die Streiter befeuern, wie Tacitus bezeugt, und man kann auch schon daraus einige Verbindung derselben mit der Religion muthmaßen, daß man aus dem größern oder mindern Feuer, womit die Gesänge angestimmt wurden, den Ausgang des Treffens zu weissagen pflegte. Die Melodie muste ihrer Bestimmung nach sehr rauh seyn, wenn es auch die Nation nicht gewesen wäre, die sie anstimmte. Die Bardentöne klange furchtbar, und, nach dem Ausdrucke des Geschichtschreibers **Ammianus Marcellinus**, gleich Wellen, die sich an Felsen brechen. Man hielt das Schild vor den Mund, um den Ton desto dumpfer zu machen. Der Gesang erhub sich allmählig, und ahmte aufs genaueste die Abwechselung der Schlacht nach; drückte Schrecken oder Verlegenheit aus, je nach-

dem

dem es die Umstände erfoderten. Den Feigen und Niederträchtigen zu beschämen, seine Schande zu verewigen, war, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse Diodors von Sicilien, eben so sehr das Geschäft der Barden, als den Tapfern zu erheben, so wie man auch, dem Aristoteles zu Folge, die älteste Poesie der Griechen in Lob- und Schimpflieder eintheilte. Aventin in seinen Jahrbüchern behauptet, Tuisko habe Lobgedichte auf Helden, ein gewisser König Laber Schmähgedichte auf die Niederträchtigen machen lassen. Diodor redet in seiner Geschichte eigentlich von den Barden der Gallier, aber es ist wahrscheinlich, daß die gallischen, brittischen, schottischen, irrländischen Barden, (von diesen giebt Browe in seiner Schrift von der Verbindung der Poesie und Musik S. 252 die beste Nachricht) so wie die Scalden andrer nordischen Völker viel miteinander gemein gehabt haben mögen. Daher hat Herr Denis in dem Vorberichte von der alten vaterländischen Dichtkunst, den er seinen Liedern vorangesetzt, die Trümmern derselben aus dem ganzen Norden mühsam zusammen gesucht. Das meiste wissen wir seit Ossians Entdeckung von Brittanniens Barden; doch möchte wohl der Schluß ein wenig zu rasch seyn, daß es unter den verlornen teutschen Barden auch Ossians gegeben haben möchte. Diodor von Sicilien legt den Barden ein musikalisches Instrument bey, das der Leyer nicht unähnlich gewesen seyn soll. Neuere lateinische Dichter z. E. Sidonius Apolinaris setzen die teutsche Harfe ausdrücklich der römischen Layer entgegen. Daß Sänger und Verfasser zuweilen verschiedne Personen gewesen, erhellt aus einer Stelle des Atheneus, wo er sagt, die Celten hätten Tischgenossen mit ins Feld genommen, welche das Lob ihrer Gönner in öffentlichen Zusammenkünften absingen müssen, und diese Loblieder wären von den Barden verfertigt worden.

Mancherley Benennungen von Oertern unsers Vaterlands, welche von den Barden herkommen, können als Beweise ihres Ansehens gelten, z. E. Bartewich im Lüneburgischen, wo sächsische Barden ihren Sitz gehabt, und das Heinrich der Löwe zerstöhrt (cf. Casp. Sagitarii historia parte vici.) Bardenlowen und so ferner. So tragen, wie Macpherson bezeugt, noch verschiedne Distritte bey den Hochländern den Namen das Bardengebiete, z. E. Dullybardin. Goldast in seiner Epistola ad Schellenbergium, die er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts schrieb, behauptet noch Gedichte alter Barden gesehen zu haben, die aber so unverständlich gewesen wären, als die alten Marsgesänge (carmina soliaria) der Römer. So viel wissen wir mit Zuverläßigkeit, daß, als unter Karl dem Großen bey den Franken die Schreibkunst empor kam, dieser Kaiser auch darauf bedacht war, dasjenige zu sammeln, was sich von den Bardengesängen durch die Tradition erhalten hatte. Denn sein Zeitgenosse und Geschichtschreiber Eginhard sagt, er habe barbarische und uralte Lieder, worinnen Thaten und Kriege alter Könige besungen gewesen, niedergeschrieben und der Nachwelt aufbehalten. Doch läßt er das eigentliche Alter dieser Gedichte unbestimmt; denn sie konnten alt heißen, wenn sie auch nur aus den beyden letzten Jahrhunderten waren. Ein Kaiser, der sich mit Verbesserung der Sprache überhaupt, und mit der Grammatik derselben so eifrig abgab, mußte allerdings jene ehrwürdigen Ueberreste vorzüglich schätzen. Wenn auch nicht seine Bibliothek nach seinem Tode auf seinen ausdrücklichen Befehl verkauft worden wäre, so hätte doch in den darauf folgenden bürgerlichen Kriegen seiner Söhne und bey der Bigotterie jener Zeiten, die sich bis auf die Vertilgung heidnischer Gedichte erstreckte, alles verlohren gehen müssen. Was nicht untergieng,

tergieng, wurde vielleicht aus heilgem Eifer verfälscht. Verschiedne teutsche Geschichtschreiber berufen sich auf alte Gesänge, die sich durch die Tradition erhalten hätten, z. E. Johann Tritheim de origine gentis & regum francorum Mainz 1515, Albert Kranz in seiner Saxonia die 1500 herauskam. Doch haben diese die Beschaffenheit dieser Lieder nicht näher erklärt. Bestimmter drückt sich Johann Aventin (eigentlich Turnmeier) in seinen annalibus bojorum, die 1554 das erstemal herauskamen, aus; unsre alten Vorfahren haben nach ihrer Messe in Gesängen den Jageram und Adologerio gepriesen, und diese Gesänge sind noch in den Bibliotheken vorhanden. In der teutschen Uebersetzung, die er selbst von seinem Werke machte, und die in vielen Stücken von dem Originale abweicht; sagt er noch bestimmter, im St. Emmeronskloster zu Regenspurg wären lateinische Verse von den Thaten alter Könige und Helden zu finden, auf Befehl Karl des Großen aus dem Teutschen ins Lateinische übergetragen. Vielleicht beföderte also auch diese Uebersetzung, die Karl der Große veranstaltete, den Untergang des Originals. Aventin versprach auch in einem Buche, das er Germania illustris betitteln wollte, von den alten Gesängen zu handeln, deren sich Tacitus bedient, die Karl der Große vermehrt, und die die Neuern verdorben hätten, aber das Buch ist niemals erschienen. Karl der Große liebte die Dichtkunst außerordentlich, und in einer Art von Akademie der Wissenschaften, die er unterhielt, trugen alle Mitglieder poetische Namen des Alterthums. Uebrigens machten sie schlechte lateinische Verse, und daß der Kaiser teutsche Verse gemacht habe, läßt sich nicht erweisen. Was würden es auch für Gedichte gewesen seyn, in einer Sprache, die noch so roh war, wie wir sie in einer Eydesformel finden, die uns Nied-

hard

hard aus jenen Zeiten aufbehalten! „Oba Karl then Eyd, then er sie nemo Bruothen Ludhuwige gesuor, geleistit, inde Ludhuwig min Herro then er ihme gesuor, forbrigit, ob ihnen es arwenden un mog, no t, no thero thein heß irwenden mag, imo in Pollusti widhar Karle ne Wirdhid," das ist, wenn Karl den Eyd, den er seinem Bruder Ludwig geschworen, hält, und Ludwig mein Herr den, den er ihm geschworen, bricht, und ich ihn davon nicht abzuwenden vermag, so werde weder ich, noch dieienigen, die ich von ihm abwenden kann, ihm wider Karln beystehn. Gottsched behauptete (Im nöthigen Vorrath zur Geschichte der teutschen dramatischen Dichtkunst S. 4) in einem alten Chronikenschreiber gefunden zu haben, es sey Karln dem Grossen ein Schauspiel in altfrieslischer Sprache vorgestellt worden. Die Franken hatten bereits seit dem sechsten Jahrhundert eine Art von Dichtern, die sie Fabisten nannten, von Für machen. Sie schrieben kleine Gedichte, die in Chören gesungen, und mit Tänzen begleitet wurden. Außer Heldenliedern kamen auch schon im sechsten Jahrhundert Kirchengesänge und Versificirungen von der Geschichte des neuen Testamentes auf, in diese Zeiten gehört vielleicht, die Probe von einer Uebersetzung der Evangelien, welche Rhenan in seinen rebus Germanicis aus der Handschrift eines Klosters zu Freisingen anführt. Daß sie aber gerade in dem Jahre, da die Franken die christliche Religion annahmen, nemlich im Jahr 485, wäre verfertigt worden, ist eine bloße Muthmassung. Der Anfang der Uebersetzung lautet also:

„Nu will ich scribe unser Heil
„Evangeli ano deil
„Sie wir nu keine bigunnon
„In frankisge Zungon.

„Hior

„Hior Hores jobi guate
„Was Gott imo gebiete
„Thaz wir ihmo hier sungo
„In fränkisgo Zungo

d. i. „Nun will ich schreiben unser Heil, des Evan-„geliums neuen Theil, so wir nun hier beginnen, in „fränkischer Zungen. Hier höret jetzt fleißig, was Gott „Euch gebietet, und was wir auch hier singen in frän-„kischer Zunge.“

Ludwig der Fromme, Karls des Grossen Nachfolger, war zu sehr in bürgerliche Kriege verwickelt, als daß er viel für die Wissenschaften, und insbesondre für die Dichtkunst hätte thun können, aber es mangelte ihm auch der Geist seines Vaters. Doch ließ er durch einen Sachsen die ganze Bibel in Verse bringen, wovon aber nichts mehr vorhanden ist. Von einer andern Uebersetzung des neuen Testaments in Versen, die kurz nachher verfertigt wurde, und die einen gewissen Siegfried zum Verfasser hatte, ist auch außer der Nachricht nichts übrig geblieben.

Unter Kaiser Ludwig dem Zweiten lebte Otfried, ein Benediktiner-Mönch zu Weisenburg im Elsaß, welcher überhaupt einen ansehnlichen Platz unter den Gelehrten seiner Zeit behauptete, insbesondre sich aber auch durch Verse hervorthat. Das älteste größere noch vorhandne Denkmal unsrer Dichtkunst ist seine Umschreibung der vier Evangelisten. Er unternahm sie auf Verlangen der Kaiserinn Judith, welche profane Verse nicht ausstehen konnte, und etwas Erbauliches in teutschen Versen haben wollte. Weil er sie singbar einrichtete, so ward sie bald allgemein beliebt. Auch die Zuschrift an den Kaiser Ludwig ist in Versen, das ganze aber sehr

rauh

rauh und unförmig. Er übersetzte nicht blos wörtlich, sondern wollte auch das Original mit poetischen Fiktionen bereichern, z. E. bey der Verkündigung Maria sagt er, die Jungfrau Maria habe eben den Psalter in den Händen gehabt. Der Schluß, der auch an den Kaiser gerichtet ist, klingt also:

„Allo Ziti guato
„Leben thar glumato
„Irliuthi ihmo ther uuun
„Thiu eun inigu sunna.

D. i. Zu allen Zeiten Leben daselbst frölich; es erleichte selbst dort die Freude die ewige Wonne. Man findet diese Uebersetzung mit einer lateinischen Erklärung im ersten Theile von Schilters Thesauro antiquitatum Theutonicarum.

Ins Jahr 881 fällt ein Lied auf einen Sieg, welchen ein Prinz Ludwig gegen die Normannen erfocht. Dieser Ludwig war ein Sohn Karls des Kahlen, den er mit Asgerd seiner heimlichen Gemahlin erzeugte, welche er hernach auf Befehl seines Vaters wieder verlassen muste. Auch dieses Lied hat noch kein rechtes bestimmtes Sylbenmaaß. Man findet es nebst einer schlechten lateinischen Uebersetzung, welche die verewigte Kürze des Originals nicht erreicht im zweiten Theile von Schilters Thesauro. Es fangt also an:

„Eine Kuing weiß ich
„Heißet Herr Ludwig
„Der gerne Gott dienet
„Weil ers ihm lonet;
„Kind wart er vaterloß
„Deß Werth ihme sehr bos.

Wir

Wir haben davon mehrere Uebersetzungen, erstlich in Prosa in des Herrn von Gemmingen poetischen und prosaischen Stücken. Zweitens in den neuen Gedichten nebst Proben von einigen alten, die zu Koppenhagen 1777 herauskamen. Drittens bey den Balladen, die Herr Bodmer 1780 aus dem Englischen übersetzt. Doch diejenige, die jene alle übertrift, ist die, welche man im zweiten Theil von Herrn Herders Volksliedern findet.

Die Barbarey, welche immer mehr überhand nahm, erstickte auch die wenigen Funken von Dichtergeist, die bisher noch hervorgesprüht waren, und man findet nun lange keine Spur mehr von Dichtern.

Einige behaupten (und ein Zeitgenosse von Opitz beruft sich deswegen auf handschriftliche Nachrichten) daß die Dichter unter Otto dem Großen der Ketzerey wegen angeklagt, nach Pavia vor Kaiser und Pabst geladen, loßgesprochen und mit goldnen Kränzen und ansehnlichen Freyheiten beehrt worden wären. Andern hat dies eine Fabel geschienen, weil die handschriftlichen Nachrichten dabey den viel jüngern Namen Meistersänger brauchen; allein die Sache kann doch ihre Richtigkeit haben, zumal da sie der Denkungsart jener Zeiten sehr gemäß ist.

Nun finden wir eine große Lücke in der Geschichte unsrer Poesie, und müssen sogleich ins zwölfte Jahrhundert forteilen. Gereimte Chroniken und Legenden gab es zwar in der Zwischenzeit genug, aber es war in ihnen keine Spur von poetischem Geiste, und die meisten waren noch dazu lateinisch geschrieben. Die Nonne Rhoswitha selbst im zehnten Jahrhundert schrieb ihre Schauspiele lateinisch. Denn in teutscher Sprache gab es noch kein Schauspiel, als die Fastnachtsspiele, oder extemporirte Possen am Carneval. Eine Legende in Versen vom Erzbischof zu Cölln

Kölln dem heiligen **Anno**, worinnen von der Schöpfung der Welt ausgeholt wird, die nach einiger Meinung vor Anfang des zwölften Jahrhunderts noch andere gegen das Ende der karolingischen Epoche verfertigt seyn soll, und die bald eine sanftere bald eine nachdrückliche Schreibart hat, führe ich besonders auch wegen des Eingangs an, worinnen sich der unbekannte Verfasser auf alte Heldenlieder beruft;

„Mir horten gedicke singen
„Von alten Dingen
„Wie snelle heide vuhden
„Wie sie feste Burge brechen
„Wie sich Lieb in Winisieste schieden
Mit rieche Kunige al Zegingen.

d. i. „Wir hörten oft singen von alten Dingen; „wie schnelle Helden fochten, wie sie feste Schlösser zer„brachen, wie sich des Lebens Freundschaften schieden, wie „reiche Könige ganz untergiengen."

Einige haben diese Legende, die übrigens in **Schilters Thesauro** steht, gar dem Minnesänger von **Tschilbach** beylegen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

4.

Briefe über die Duelle.

Erster Brief.

Wir thun sehr unrecht, wenn wir uns jene Zeiten, wo es dem Biedermann vergönnt war, seine Ehre und Gerechtsame mit dem Schwerd zu handhaben, als fürchterlich,

terlich, barbarisch vorstellen, wenn wir uns unsere Vorfahren, immer in Helm und Harnisch, blutdürstig und rachsüchtig denken. Ein Blick auf ihre Sitten und Handlungen wird sie uns als Leute von biederer Denkungsart, vom feinsten Gefühl der Ehre und Empfindsamkeit zeigen. Selbst ihre Gefechte, die entweder Vertheidigung der wehrlosen Unschuld, oder der Ehre, oder der Religion zum Gegenstand hatten, geschahen mit einem feyerlichen Anstand, mit der strengsten Genauigkeit, und nicht selten erwarb sich der Ueberwinder durch Großmuth und Schonung die Freundschaft des Besiegten, und die Hochachtung des zuschauenden Hofes und Volkes. Jeder Kampf, der vor recht- und gesetzmäßig sollte erkannt seyn, mußte mit Bewilligung des Oberherrn geschehen, der Gegner mußte durch eine Ausforderung aufgefordert werden, ob er wiederrufen oder sich schlagen wollte, und dann ward durch Ritter der Kampfplatz und die Waffen genau untersucht, daß keiner der Streitenden einigen Vortheil vor den andern habe. Wir haben verschiedene sehr artige Beyspiele von Ausforderungen, wovon ich Ihnen einige der interessantesten auszeichnen werde.

Leopold, Herzog von Oesterreich, beschuldigte den König Richard von England, in Gegenwart Kaiser Heinrichs, daß er sich in den Kriegen gegen die Ungläubigen schlecht betragen, und in Verständniß mit ihnen gestanden, zu dessen Behauptung er sich mit ihm schlagen wolle. Aber Richard lehnte durch eine edle Antwort, die ihm mehr Ehre machte, als alle Vortheile, die er vielleicht aus diesem Kampf hätte erhalten können, diese Ausforderung ab. „Zur Vertheidigung des Glaubens bin ich bereit, das Schwerd „zu führen, aber nie werde ich ums Leben kämpfen."

Bekannt sind die Streitigkeiten zwischen Eduard III. von England und Philipp von Valois, wegen der Ansprüche, welche ersterer an die Krone Frankreich machte. Eduard forderte deßwegen Philipp auf, dieselben zu entscheiden, entweder durch einen Zweykampf zwischen ihnen, oder, durch ein Gefechte zwischen hundert Rittern von jeder Seite, oder auch Heer gegen Heer. Philipp antwortete ihm, „daß, wenn er das „Königreich England gegen Frankreich setzen wolle, so „daß der Ueberwinder alsdann im ruhigen Besitze bey„der Reiche bleibe, so wolle er sich in geschloßenen „Schranken mit ihm schlagen,“ welches Eduard aber nicht annahm.

Eine merkwürdige Ausforderung finden wir in der Geschichte König Franz des Ersten.

Kaiser Karl trug in einer Versammlung zu Rom, in Gegenwart des Pabstes vor, daß er, um sein Verlangen nach Wiederherstellung der Ruhe in der Christenheit zu bezeigen, und um sich vor Gott und Menschen, wegen der Ursache des Krieges, keine Vorwürfe zu machen, dem König einige Vorschläge thun wolle, wovon der zweyte des Innhalts war: daß er mit dem König, nach gegebenen Geisseln, mit gleichen Waffen fechten wolle, auf einer Brücke, Insel oder Schiffe, um weiteres Blutvergiessen zu verhindern, mit der Bedingung, daß der König das Herzogthum Burgund zum Pfand setze, und er das Herzogthum Mayland, welche beyde sodann der Preis des Ueberwinders seyn sollten. Wie Franz diese Ausforderung erfahren, die man ihm anfänglich verheelen wollte, schickte er einen Herold mit einem Cartell an den Kaiser, worinnen er ihm unter andern sagt: „Und thun Euch hierdurch zu wissen, „wenn Ihr gewollt habt, oder noch wollet uns

„etwas

„etwas unserer Treue und Glauben zuwider auf„bürden; oder, daß wir je etwas gethan, so einem „ehrliebenden Edelmann nicht ziemet, so sagen „wir, daß Ihr es in Euern Hals erlogen, und „daß Ihr lüget, so oft Ihr es sagen werdet; und „daß wir gesonnen sind, unsere Ehre bis auf „den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, u. „s. w., gegeben in unserer lieben Stadt Paris „den 28. März 1527."

Zu gleicher Zeit erhielt der Kaiser auch einen ähnlichen Absagebrief von König Heinrichen von England. Allein, der Kaiser fand es nicht rathsam, sich auf einen solchen Kampf einzulassen.

Karl der Neunte von Schweden schickte an König Christian von Dännemark eine Ausforderung, um den Krieg, welchen sie führten, und auch nicht zum Besten für ihn gieng, durch Zweykampf zu endigen. Ich will Ihnen das ganze Schreiben vorlegen.

„Ihr habt nicht gehandelt wie ein christlicher und rechtschaffener König handeln sollte, denn nicht allein habt ihr den Stettiner Frieden gebrochen, welcher länger als vierzig Jahre zwischen beyden benachbarten Reichen gedauert hatte, sondern ihr nahmt auch noch erst die Stadt Calmar mit Gewalt, dann das Schloß durch Verrätherey, und hierauf die Inseln Oesland und Borchalon; aber ich hoffe, Gott, ein gerechter Richter, wird die mir angethanen Beleidigungen und Unrecht rächen, und euch züchtigen, und da ihr zeither alle Friedensvorschläge verachtet, und immer Krieg verlangt habt, so schlage ich euch noch dieses Mittel vor, da ich euch jetzo an der Spitze eures

Heeres weiß, daß wir, um unschuldig Blut zu ersparen, nach der löblichen Art der alten Griechen, unsere Streitigkeiten durch einen Zweikampf unter uns enden, auf den Degen und nur im Rock (en Pourpoin), daß jeder nicht mehr auf den Kampfplatz mitbringen dürfe, als einen bewafneten Reuter, und einen Soldat mit der Büchse. Wenn ihr auf diese Forderung nicht erscheinet, so werde ich euch nie, weder vor einem rechtschaffenen König noch Soldaten halten."

Der König von Dännemark beantwortete die Beschuldigungen ganz trocken, die Ausforderung schlug er aber aus, als eine durchaus lächerliche Sache, die genug zu erkennen gäbe, daß er Nießwurz nehmen müsse, um sein Gehirn zu reinigen. Karl, dem kurz vorher der Schlag gerührt hatte, und dem noch mehr der Kummer über den unglücklichen Gang des Krieges drückte, ward so von dieser Antwort betroffen, daß er wenige Tage darauf starb.

Merkwürdig sind die zwischen Heinrich, König von England, und Ludwig, Herzog von Orleans, im Jahr 1402 gewechselten Ausforderungsschreiben. Heinrich, Herzog von Lancaster, schwang sich auf den Thron seines Vetters, Richard's des Zweyten. Eine Sache, welche Frankreich nicht gleichgültig ansehen konnte, obgleich Karl der Sechste sich zu schwach fühlte, Heinrichen öffentlich den Krieg anzukündigen, und den mit Richard II. geschlossenen Frieden zu brechen. Der Herzog von Orleans unternahm es daher, ihn durch ein Schreiben herauszufordern. Jeder solle, begleitet von hundert Rittern und Knappen, unbescholten und von gutem Adel, erscheinen, auf gewöhnliche Art, mit Lanze, Streitart, Degen und Dolch bewaffnet, ohne sich zau-

beri-

berischer oder anderer Hülfsmittel, als vergiftete Spitzen und dergleichen zu bedienen. Der Herzog wolle sich mit der Hülfe Gottes, unserer lieben Frau und Monseigneur St. Michel in seiner Stadt Angouleme einfinden, und der König könne nach Bordeaux kommen, von welchen Oertern aus sie gegen einander ziehen wollten.

Heinrich antwortete, daß er seinen Brief gesehen, und ihm sehr befremde, daß er ihn, den von ihm selbst beschwornen Frieden zuwider, herausfordere. Er erkläre also erstlich, daß hiermit dieses Bündniß aufgehoben, und ferner keine Freundschaft zwischen ihnen seyn solle. Zweytens, ob er gleich von keinem andern als einem König Ausforderung annehmen sollte, so wolle er doch seinen Ansuchen statt finden lassen, und verspricht endlich bey Gott und Monseigneur St Georg, daß er sich in seinen jenseitigen Staaten, das ist in Guinium, einfinden wolle, ohne jedoch Tag und Ort zu bestimmen, oder sich auf die gesetzte Zahl von hundert Rittern einzulassen. Es wurden noch einige Schreiben gleichen Innhalts gewechselt, die ich Ihnen aber nicht anführen will, weil sie von keiner Würkung waren, und der Kampf nicht vor sich gieng.

Eine andere Gattung von Ausforderung war diejenige, dergleichen Johann Werchin, Ritter und Seneschal von Hainaut, durch einen Herold in verschiedene Länder schickte; worinnen er allen Rittern und Knappen entbot, daß er sich den ersten Sonntag des Augustmonats (1402), zu Conchy einfinden wolle, um mit denenjenigen, welchen es beliebte, zu fechten, sowohl zu Pferde mit Lanze und Degen, als auch nachher zu Fuße. Von da wolle er zum heiligen Jacob wallfarthen, und auch unterwegens mit allen Edelleuten unter diesen Bedingungen streiten, u. s. w. Er war wirklich den angesetzten Tag zu

Conchy, aber es fand sich niemand, der mit ihm anbinden wollte; er trat also seine Reise nach St. Jacob an, auf welcher er an sieben verschiedenen Orten kämpfen mußte, wobey er sich so brav betrug, daß jederzeit die Fürsten, so Kampfrichter gewesen, sehr zufrieden mit ihm waren.

Noch finden wir einen Gebrauch, daß bey verschiedenen Herausforderungen sich die Ritter ein gewisses Zeichen der Ausforderung oder Fehde gaben, welches man Streitpfand nennen könnte, und mehrentheils in einen Handschuh bestand. Der Beleidigte überschickte oder ließ es seinem Gegner vor die Füße werfen. Dieser Handschuh war manchmal blutig, dergleichen schickte König **Renatus** von Anjou dem König Alphons zur Ausforderung, sich mit ihm um das Königreich Neapel zu schlagen. Man bediente sich auch anderer Stücke, als, einer Schnure, Binde, blutigen Tuches, oder Kappe. Es ward durch einen Herold, oder Trompeter, in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen überbracht, und zugleich dasjenige angezeiget, wessen man seinen Gegner beschuldigte, imgleichen der Kampfplatz und Waffen.

Eins der ältesten Beyspiele fällt unter die Regierung **Ludwig** des Frommen. **Bera**, ein vornehmer Ritter an seinem Hofe, ward beschuldiget, mit den Afrikanern und Ungläubigen in Spanien Verständniß gehabt zu haben. Dieserhalb stellete er sich in Aachen, wo der König Hof hielt; seine Ankläger bestanden darauf, und warfen ihm ein solches Pfand zu; **Bera** nahm es auf, warf ihnen das seinige dagegen, mit der Behauptung, daß die Beschuldigung erlogen, und er weder ein Verräther noch treuloß wäre. Der Kampf ward ihnen verstattet, **Bera** ward überwunden, und genöthiget, das Verbrechen zu gestehen. Der König schenkte ihm das Leben, doch ward ihm der Schild zerbrochen, und er auf Zeitlebens nach Ruen verbannet.

Der-

Dergleichen gewechselte Streitpfänder kamen fast bey allen Duellen vor, und waren selbst von den Gerichten authorisirt, welches unter andern die von dem Parlament zu Paris im Jahr 1343, Montags den 15. December, gefertigte Schrift beweiset.

Es hatte ein gewisser Johann von Vervins, Ritter, einen andern Ritter, Heinrich du Bois, bey dem Könige der Zauberey beschuldiget, weshalb dieser seine Unschuld zu erweisen sucht, und seinem Gegner das Pfand zugeworfen hat. Es ward ihnen auch ein Tag zum Kampf angesetzt, allein wir finden weiter keine Nachrichten. Die Rechtslehrer nannten dieses Pfand Placitum Ensis. Ich habe mit nächstem das Vergnügen, Ihnen noch einige Geschichten merkwürdiger Zweykämpfe zu überschicken.

S — s.

V.

Naturgeschichte.

Des Herrn de Lüc Widerlegung der Meinung, daß die Bewegung der Gewässer von Morgen nach Abend eine Ursache der Verwandlung des festen Landes in Meer und des Meers in festes Land sey. (von E — d.)

Unter den Ursachen, denen die physischen Cosmologen die Verwandlun des alten Meergrundes in unser festes Land, und des al.en festen Landes in unser jetziges Meer,

und also die jetzige äußerliche Gestalt unseres Erdbodens zugeschrieben haben, ist bis jetzt diejenige, welche aus der Bewegung des Meers von Morgen gegen Abend hergenommen wird, eine der wahrscheinlichsten Hypothesen gewesen, und, wo nicht allgemein angenommen, doch auch, unsers Wissens, noch von keinem Gelehrten widerlegt worden. Da diese Hypothese dem Herrn De Lüc im Wege stand, um seiner Hypothese über die plötzliche Entstehung unserer jetzigen festen Länder den möglichsten Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben; so mußte er sie, nebst den übrigen Hypothesen, prüfen, und er hat solches auf eine Art gethan, die keinen Zweifel mehr übrig läßt, daß obiges System auf irrigen Voraussetzungen beruhe, und folglich keinen Grund habe. Es verlohnet sich der Mühe, seine im vierten Theile des zweyten Bandes seiner Lettres physiques & morales sur l'histoire de la Terre & de l'homme, die im Jahre 1779 im Haag und Paris herausgekommen sind, befindliche Abhandlung über diesen Gegenstand übersetzt mitzutheilen, da sie nicht allein jene Hypothese weitläuftig und gründlich widerlegt, sondern auch von der Art der Bewegung des Meers und den Ursachen und Würkungen derselben einen anschaulichen Begriff giebt. Ohne weiter Umschweife also zum Werke selbst.

Die erste Würkung der Gewässer auf die Länder, die hier in Beziehung auf die Veränderungen, die daraus für die Oberfläche unserer Erdkugel entspringen können, untersucht werden soll, ist die, welche die allgemeine Bewegung der Meere von Morgen nach Abend hervorbringt. Ehe ich mich aber mit den Folgen dieser Bewegung beschäftige, muß ich die Ursachen, woraus diese Bewegung entsteht, erklären.

Die

Die vornehmste unter diesen Ursachen ist eben die, welche die Ebbe und Fluth hervorbringt; es ist der Mond, der, da er durch die tägliche Umwälzung unserer Erdkugel den verschiedenen Theilen derselben nach und nach entgegen zustehen kömmt, eine beständige Bewegung der Meereswasser von beiden Seiten nach einem Mittelpunkt verursacht.

Man begreift die eine Hälfte dieses Phänomens der Ebbe und Fluth leicht, wenn man mit dem großen Phänomen oder Naturgesetz, das man unter dem Namen der Schwere kennt, bekannt ist. Denn weil alle Theilchen der Materie sich wechselseitig einander entgegen streben, so müssen sich die Wasser auf der Oberfläche der Erde gegen den Mond erheben, und sich an demjenigen Punkte, der dem Monde am nächsten steht, zusammenhäufen und an diesem Punkte aufschwellen. Da sich die Erde selbst in vierundzwanzig Stunden um ihre Axe dreht, so stellet sie nach und nach dem Monde verschiedene Theile ihrer Oberfläche entgegen; die Anhäufung der Wasser wird also immer an dem Monde zu nächstliegenden Punkte erfolgen, und allmälig die ganze Rundung der Erde umlaufen; hieraus entstehet eine Bewegung des Oceans, die der Bewegung der Erde um ihre Axe entgegegengesetzt ist, nehmlich von Morgen nach Abend.

In der That ist es eine ähnliche Anschwellung des Meers, die die Ebbe und Fluth macht; da wo diese Anschwellung entsteht, ist Fluth; und wo sie weggegangen ist, Ebbe. Alle vierundzwanzig Stunden ist aber zweymal Fluth, und zwar jedesmal an dem Monde zunächst entgegen, und auch an dem von ihm am entferntesten liegenden Stelle. Es sind also bey jeder Fluth zwey sich einander entgegenstehende Aufschwellungen;

und wenn die dem Monde am nächsten liegende, durch ein Bestreben der Wasser gegen diesen Planeten erkläret werden kann, sollte nicht aus eben dieser Ursache folgen, daß die Wasser auf der entgegen gesetzten Seite niedriger werden müßten? Auf dieser Seite streben die Wasser ebenfalls gegen den Mond; und sollten nicht, wenn dieser Planet unsern Antipoden leuchtet, unsere Wasser, anstatt sich zu erheben, nicht vielmehr niedriger werden, da die Richtung ihres Bestrebens gegen den Mond durch den Mittelpunkt der Erde geht? Es scheinet also, die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, daß, wenn der Mond die einzige Ursach der Ebbe und Fluth wäre, er in vierundzwanzig Stunden nicht mehr als einmal dieselbe hervorbringen könne; Fluth, wenn er über unserm Horizonte stünde, und Ebbe, wenn er unter demselben wäre.

Dieser dem ersten Anblick nach sehr natürliche Einwurf verbindet mich in eine genauere Erklärung dieser Naturbegebenheit hineinzugehen; und das um so mehr, da er einige Naturkündiger verführet hat, zur Erklärung der Ebbe und Fluth auf der dem Monde entgegenstehenden Seite, zur Centrifugalkraft ihre Zuflucht zu nehmen.

Der Betrug kömmt daher, daß, wenn man die Würkung des Monds auf die Erde betrachtet, man an weiter nichts als an das Gewässer denkt: man stellt sich in diesem Betracht den festen Theil der Erde als unveränderlich, und die Wasser allein nur als beweglich vor. Und in der That, wenn dem so wäre, so könnte freylich in vierundzwanzig Stunden mehr nicht als einmal Ebbe und Fluth, nach der erklärten Weise, seyn. Allein die ganze Erde wird durch den Mond angezogen; und da muß denn nothwendig zweymal Ebbe und Fluth aus eben derselben Ursache entstehen; und dieses soll jetzt erklärt werden.

Die

Die Schwere würkt auf jedes Theilchen der Materie. Wenn also ein Stein auf die Erde fällt, so dürfen wir die Kraft, die ihn treibt, nicht als einen auf seine Oberfläche gemachten Antrieb betrachten, sondern als eine Gewalt, die abgesondert auf jedes der Theilchen, woraus er zusammen gesetzt ist, würkt. Ein Körper strebt also überhaupt, durch das vereinigte Bestreben aller seiner Theilchen, gegen andere Körper; so wie ein Bataillon avancirt, wenn jeder Soldat marschirt.

Die Geschwindigkeit, mit welcher ein Theilchen der Materie sich dem Körper nähert, nach welchem sie hin strebt, ist größer, wenn das Theilchen diesem Körper näher ist: und wenn eine Masse von mehrern Theilchen in Beziehung auf die Entfernung des Körpers, dem sie sich nähern, eine beträchtliche Dicke hat, so streben die Theilchen dieser Masse, die dem Körper am nächsten sind, sich demselben mit einer merklich größern Geschwindigkeit zu nähern, als die ist, mit welcher sich ihm die entferntern Theilchen nähern. Wenn also die Theilchen dieses Körpers getrennt sind, so werden sich die nächsten am geschwindesten fortbewegen, und sich folglich auch deswegen immer weiter von denen, die hinter ihnen sind, entfernen: sind die Theilchen aber miteinander verbunden, so werden sie sich auch alle zugleich eben so geschwind als das Theilchen im Mittelpunkt fortbewegen.

Gesetzt, unser Bataillon wäre im Marsch, und man hätte es so geordnet, daß die geschwindesten an der Spitze und so immer die langsamern hinterdrein folgten, und die langsamsten den Beschluß machten. So wie dieses Bataillon auf einmal fortrückt, werden sich die Zwischenräume zwischen den Rangordnungen vermehren, wie man sich leicht vorstellen kann; und man sieht auch, daß, wenn das Bataillon in die Runde gestellet wäre, doch durch diese Ungleichheit des Marsches, das Bataillon eine nach dem Sinne

Sinne des Marsches verlängerte ovale Figur erhalten würde. Wenn aber die Soldaten, anstatt frey zu seyn, alle aneinander gebunden wären, so würden die an der Spitze, da sie keinen Vorsprung vor den andern gewinnen können, das Uebermaas ihrer Stärke anwenden um die andern mit fortzuziehen: und die hintersten Soldaten, würden wegen dieser Unterstützung, wodurch ihnen ihr Mangel an Kraft ersetzt wird, einen eben so geschwinden Schritt gehen als die vordersten. Das Bataillon würde also in einer gemeinen Bewegung fortrücken, die, wenn man eine regelmäßige Stufenfolge von Stärke voraussetzt, eben so seyn würde, wie der natürliche Marsch der Soldaten im Centro, und das Bataillon würde im Vorrücken seine Form behalten.

Die Erde ist ein solches Bataillon, und die Theilchen, woraus sie besteht, sind die Soldaten, worunter die stärksten immer diejenigen sind, die dem Monde gerade gegenüber stehen, auf welchen die ganze Erde zugeht. Der feste Theil dieser Masse ist unter dem Bataillon vorgestellt, dessen Soldaten alle zusammengebunden sind: sie gehet also mit einer allen ihren Theilchen gemeinschaftlichen Bewegung, die derjenigen, welche die Theilchen des Mittelpunkt natürlich besitzen, gleich ist, auf den Mond los: d. i. wenn statt der Erde nur ein einziges Theilchen vorhanden wäre, das an den Ort gestellet würde, wo sich der Mittelpunkt der Schwere des Erdballs befindet, so würde dieses Theilchen doch durch Veranlassung des Mondes bemerkbar, die nehmlichen Bewegungen machen, die der feste Theil der Erde macht. Diese Bewegung ist aber ein beständiger Fall gegen den Mond, wie ich oben *) erklä-

*) Im neunzehnten Briefe. „Als **Newton**, sagt Herr **de Lüc**, die Bewegungen der Sterne durch die Schwere erklärte, war seine Meinung keineswegs, eine Hypothese zu machen; er gieng von einer Thatsache aus: Die Körper, sagte er, **fallen zur Erde**, der Mond fällt ebenfalls beständig gegen die Erde; und fiel er nicht ohne Unterlaß, so würde er

erkläret habe. Da unterdessen aber der Mond seine Stelle beständig verändert, so entstehen, durch dieses Fallen, da es wegen dieser Ursache ohne Unterlaß seine Richtung gegen verschiedene Punkte nimmt, weiter nichts als Abänderungen in der Bahn der Erde um die Sonne, die der Mond mit der Erde durchläuft.

Aber das ganze Bataillon der Erde ist nicht allenthalben gleich zusammengebunden: rings um dasselbe giebt es Soldaten, die sich nach dem Grade ihrer Stärke in eine Parthey zusammen vereinigen können; diese sind die Wasser, die vermöge ihrer Flüßigkeit den verschiedenen Eindrücken des Mondes gehorchen, je nachdem ihre Schwerkraft gegen die Erde, die viel größer und ihnen viel näher ist als der Mond, es ihnen verstattet. Die dem Monde entgegengekehrten Wasser sind also die Wasser, die fortzumarschiren streben, und wirklich ein wenig geschwinder als der Rest des Bataillons, marschiren; da hingegen die auf der vom Monde gerade abgekehrten Seite befindlichen Wasser, wegen ihrer Langsamkeit, ein Bestreben haben zurück zu bleiben. Also erheben sich die dem Monde zugekehrten Wasser mehr gegen

er bald weit von uns entfernt seyn: sein **Fall** ersetzt in jedem Augenblick sein **Bestreben** zu entfliehen; und dieses macht, daß er sich um die Erde dreht. So **fallen** auch sowohl die Erde selbst als die übrigen **Planeten** gegen die Sonne zu; so fällt immer ein Körper gegen den andern; und in diesem allgemeinen Bestreben, verbunden mit den besondern Antrieben, die sie einmal erhalten haben, und immer beybehalten, die Ursach, warum die Welt sich in der Ordnung bewegt, die wir so sehr bewundern. **Newton** entwickelte die Bewegung des Mondes um die Erde und bestimmte, um wie viel sich sein Fall, bey jeder seiner Stellungen, gegen die Erde neigt. Als er hierauf auf die Bewegungen der Planeten, die schon vor ihm **Kepler** so gut bestimmet hatte, übergieng, so erfand er zuletzt jene schönen **Gesetze der Schwere**, die nicht mehr Hypothesen, sondern Fakta sind. Wenn man von diesen Faktis ausgeht, kann man die ganze geometrische Astronomie erklären, diese sichere Wissenschaft, die ein Jahrhundert den Durchgang der Venus durch die Sonne vorausverkündiget. rc.

gen diesen Planeten, als die feste Masse oder der Mittelpunkt der Erde; und umgekehrt erheben sich die auf der entgegengesetzten und vom Monde abgekehrten Seite befindlichen Wasser weniger oder langsamer als dieser Mittelpunkt. Hier tritt also der Fall des Bataillons ein, das oval wird; weil der Nachtrab weniger geschwinde marschirt als der Vortrab; und dieses ist folglich die Art, wie sich die beyden einander entgegenstehenden Seiten der Wasser, d. i., ihre zwey Erhöhungen bilden, denn unser Maas der Höhen auf der Oberfläche der Erde ist die Entfernung von ihrem Mittelpunkte. Folglich erheben sich die Wasser auf der vom Monde abgekehrten Seite gänzlich so, wie sie sich auf der dem Monde zugekehrten Seite erheben, das heißt, an diesen zwey Punkten der Meere ist das Wasser entfernter von dem Mittelpunkte der Erde als an jedem andern Orte.

Ich werde nicht in das Detail der Ursachen hineingehen, welche die Quantitäten dieser Vergrößerungen der Entfernung vom Mittelpunkt bestimmen, und worunter das gegenseitige Bestreben der Theilchen der Erde gegen einander eine der vornehmsten ist; eben so wenig werde ich der Modificationen, die die Sonne bey diesem Phänomene verursacht, gedenken; und mich auch nicht länger bey den Veränderungen verweilen, die in der Bewegung der Erde durch ihren beständigen Fall gegen die Oerter hin, wo sich der Mond allmälig befindet, entstehen; alle diese Gegenstände sind zu sehr verwickelt, und machen noch den größten Geometern zu schaffen. Es ist hinreichend, gezeigt zu haben, daß durch eine und dieselbe Ursach zwey sich entgegengesetzte Fluthen und Ebben zu gleicher Zeit entstehen, ohne daß man nöthig habe, zu irgend einer andern Ursach seine Zuflucht zu nehmen, um sie zu erklären: daß, mit einem Worte, das Gesetz der Schwere eben so gut den Grund von der Erhe-

Erhebung der von dem Monde abgekehrten, als von der dem Monde gegenüber liegenden Wasser enthält.

Nur ein Wort will ich hinzufügen, um zu zeigen, daß die Verschiedenheit der Würkung des Monds auf den beyden entgegengesetzten Seiten der Erde merklich ist. Aus der Berechnung ergiebt sich, daß, wenn man voraussetzt, daß die Theilchen des Mittelpunkts der Erde mit einer Gewalt von 31 Graden gegen den Mond streben, diejenigen, die diesem Planeten am nächsten sind, mit einer Gewalt von ungefähr 32 und die auf der entgegengesetzten Seite nur mit einer Gewalt von 30 Graden demselben entgegen streben. Also streben die Punkte der Erde, die sich an den beyden äußersten Enden ihrer nach und nach gegen den Mond gerichteten Durchmesser befinden, merklich, mit einerley Gewalt, sich von ihrem Mittelpunkte zu entfernen; der eine darum, weil sein Bestreben in dem Verhältniß wie 31 zu 30 größer ist, als das Bestreben des Mittelpunkts, und der andere deswegen, weil sein Bestreben in dem Verhältniß von 31 zu 32 geringer ist.

Es sind also immer zwey Anschwellungen der Wasser im Ocean, die eine dem Monde gegenüber, und die andere auf der entgegengesetzten Seite; und diese Anschwellungen rücken ohne Unterlaß von Morgen nach Abend fort, indem sie der scheinbaren Bewegung des Mondes folgen. Es erfolgt also in jedem Meere ungefähr alle $12\frac{1}{2}$ Stunden eine Anschwellung, und dieses ist die Fluth; und an den Stellen, aus welchen sie fortrückt, wird das Wasser wieder gleich, welches die Ebbe genennet wird. Diese Bewegungen verbinden sich mit den Bewegungen der Sonne, mit der Würkung der Winde und den Lagen der Länder, woraus große Abweichungen entstehen. Ohne aber mich in diese Details einzulassen, ist es hinreichend einzusehen, daß diese An-

Anschwellungen beständig von Morgen nach Abend fortrücken, und dadurch eine regelmäßige Bewegung des Meers in dieser Richtung hervorbringen, um die mächtigste Ursach kennen zu lernen, deren Würkungen auf die festen Länder wir untersuchen sollen.

Die zweyte Ursache, die mit dieser zusammenstößt, ist ein regelmäßiger Ostwind, der beständig zu fühlen ist, wenn kein anderer Wind die Oberhand über ihn hat. Dieser Wind entsteht durch die Sonne, die die Luft vor sich her treibt, indem sie dieselbe, nach dem Maaße, in welchem ihr die Atmosphäre durch die tägliche Umwälzung der Erde neue Punkte darbietet, ausdehnet. Wir bemerken diesen Wind alle Morgen bey der Morgenröthe, wenn anders die Luft ruhig ist; und da ohne Aufhören auf der Erde Morgenröthe ist, so wehet dieser Wind ebenfalls ohne Aufhören; er treibt also die Gewässer in diesem Sinne und trägt mit zur Fluth bey.

Es sind also zwey sehr sichere Ursachen der Bewegung der Meere von Morgen gegen Abend vorhanden, die in der Theorie gegründet sind, und durch die Erfahrung bestätiget werden. Diese Bewegung ist der Grundsatz des ersten Hydraulischen Systems, das ich untersuchen will, und in welchem gesagt wird, daß das Anschlagen der Wasser gegen die östlichen Küsten der alten und neuen Welt dieselbe ohne Unterlaß zu Grunde richte; während daß im Gegentheil die Abendländischen Küsten, durch die unmerklich angehäuften Bodensätze, ausgedehnet würden. Wir hätten also hierdurch zwey andere fortrückende Anhäufungen, nehmlich die zwey großen festen Länder; aber welche Krümmen! In wie viel Millionen von Jahren würden sie eine Revolution zu Stande gebracht haben? Unterdessen müssen wir gestehen, daß der Zeit nichts zu verweigern sey; es ist also zu untersuchen, ob diese Anhäufungen wirklich fortrücken. Zuvörderst aber

aber wollen wir sehen, ob sie fortrücken müssen: dieses ist das Mittel, uns gegen Betrug zu verwahren, wenn wir die Phänomene untersuchen werden.

Der erste Schritt, den wir bey diesem Untersuchen thun müssen, ist, die würkende Ursach selbst zu betrachten; zu sehen, welches ihre Kraft seyn müsse, und ob die östlichen Küsten beyder Welten durch diese besondere Ursach würklich auch mit Nachdruck angegriffen werden können. Um dieses bewerkstelligen zu können, müßte dieser Strom des Oceans gerade gegen die Küsten anschlagen, da unterdessen doch kein Strom an diesen unermeßlichen Küsten anlangen kann. Nur die Ursprünge sind es, die die Richtung des Laufs der Wasser bestimmen; weit von ihnen entfernt werden sie durch Hindernisse von dieser Richtung abgelenkt. Auch der Strom von Morgen gegen Abend, von welchem die Rede ist, ist nur in offner See und in den Meerengen, die nach dieser Richtung zu offen stehen: weit im Meere, im Angesicht der Länder, ändert er seinen Lauf; hier wird das Wasser durch seine simple Zusammenhäufung, wie an den Pfeilern einer Brücke oder sonst einer Hinderniß, zurückgetrieben. Dieser Strom wälzt sich also von Süden nach Norden oder von Norden nach Süden, indem er den Umrissen der vesten Länder folgt, ohne daß er am Gestade, ausser den Vorgebirgen gegenüber, wahrgenommen wird.

Es läßt sich also keine bemerkbare Verschiedenheit in der Würkung des Meers auf die östlichen und abendländischen Küsten, ungeachtet seiner Bewegung von Osten nach Westen, begreifen: Das Meer ist wahrscheinlich ein wenig höher gegen die erstern als gegen die letztern Küsten; und dieses wäre die einzige Verschiedenheit, die daraus entstehen könnte. Allein Ebbe und Fluth senkt

und erhebt sich an den einen so gut als an den andern; die Wellen schlagen an beyde auf gleiche Weise an: und es ist so wahr, daß die Ströme die großen Außenseiten der festen Länder nicht unterminiren können, daß sie sogar von der Fluth und Ebbe selbst verschont bleiben. In dem großen Meerbusen von Mexiko, dieser dem ersten Anblick nach so verführerischen Vertiefung, die den Ort anzuzeigen scheint, wo das Meer sich am stärksten anstrengt, um die östlichen Küsten zu Grunde zu richten, ist Ebbe und Fluth fast nicht mehr merklich.

Unterdessen liegt doch in diesem Streben des Meers gegen die östlichen Küsten ein Schein von einer zerstörenden Ursache, und so lange nicht gezeigt wird, daß eine Operation unmöglich sey, so lange wird man auch in der Succession derjenigen, die man voraussetzt, nicht aufgehalten werden; man wird nur mehr Zeit verlangen. Man wird sagen, daß wenigstens die natürliche Würkung der Wellen und der Fluth rings um die Küsten her, durch den Strom von Osten nach Westen, an den östlichen Küsten begünstiget werden müsse: und daß, wenn dieses Uebermaas von Würkung zu zerstören strebe, dasselbe, es möge so langsam geschehen als es wolle, für diesen ersten Theil des Systems hinreichend sey. Denn das Vergangene ist ein unerschöpfliches Magazin der Zeit; anstatt Millionen von Jahren wird man Millionen von Jahrhunderten schöpfen, und die physische Auslegung wird bestehen. Laßt uns also sehen, was für eine Würkung die Wellen und Ebbe und Fluth haben können.

Die Gewalt des Meers ist sich nicht allenthalben gleich; es giebt sogar einige niedrige Gestade, auf welche sie gar keine Würkung hat. Man stelle sich also zuvörderst das vor, was an diesen Gestaden vorgehen muß.

Das

Das Meer ist ungestüm; es wälzt seine Wogen gleich Bergen von fern her, der unerschrockenste Mensch, der das erstemal am Ufer steht, bebt aus Furcht verschlungen zu werden, zurück. Die erste Woge kömmt heran, ein sanfter Abhang stellt sich ihrem Ungestüm entgegen; sie zürnt augenblicklich über dieses Hinderniß, sie schäumt; da sie aber von denen, die schon vor ihr getödtet worden sind, nicht mehr unterstützt wird, so stirbt sie bald selbst am Fuße des sicher gemachten Zuschauers; und der arbeitende Berg gebiert ein wenig Schlamm, einige Muscheln und andere Seekörper, die er auf seinem Wege mit sich fortgerissen hatte; weit entfernt also, etwas von dem Gestade loszureissen, führt er ihm noch etwas zu. Die zweyte Woge und alle Wogen, die Millionen von Jahrhunderten hindurch auf einander folgen, werden immer nur das nemliche thun.

Wenn also die Gestade niedrig sind, so werden sie nicht zerstöret, vielmehr vergrößert werden, so lange der Abhang sanft genug bleiben wird, um die Woge zu verhindern, im Umkehren dasjenige, was sie an das Gestade gebracht hatte, wieder mit sich fortzuführen. Endlich aber wird der benachbarte Boden durch die Anstrengung sich auszuhölen, und zur Vergrößerung seines Gestades beyzutragen, mit demselben eine Böschung formiren, auf welcher die auf der Oberfläche gebliebene Materien, durch die Arbeiten der Fluthen und Wogen, nur vorwärts und rückwärts rollen werden.

Hernach wird alles in seinem nunmehrigen Zustande bleiben, und daß größte Ungestüm der Wasser wird nichts beständiges darinn mehr hervorbringen. Zwar werden ohne Zweifel noch in einzelnen Theilen Veränderungen entstehen; allein sie werden es bald in jenem bald in diesem Sinne, (des Zusatzes oder der Abnahme) seyn;

 und

und ich glaube nicht, daß jemals ein Mensch im Stande seyn wird, auszurechnen, welche von beyden Würkungen, die der Zerstörung oder die des Ansetzens, in dem Fortgange von Jahrhunderten, die andere überwiegen werde: die Menschen werden so viele Data und künftige zufällige Ereignisse, (Futura Contingentia) auf einmal zu umfassen nicht vermögend seyn.

Da auf diese Art unsere feste Länder gegen die Gewaltthätigkeiten des Meers an allen Oertern, die niedrige Gestade haben, gesichert sind, so sind sie eben dadurch auch allenthalben in Sicherheit gestellt: denn allenthalben, wo das Gestade noch nicht niedrig ist, strebt es darnach, so zu werden. Man setze eine steile hohe Seeküste, an die das Meer mit Heftigkeit schlägt. Wenn es Felsen sind, so glaube ich, daß das Meer ohnehin gar keine Gewalt daran ausüben kann. Sie bedecken sich mit Moosen und andern Seepflanzen, woraus sich eine Art von Bekleidung bildet, die die Gewalt der Wogen gegen den Felsen zurückhält; denn wenn letzteres nicht wäre, so könnten die Pflanzen daselbst nicht wachsen. Allenthalben also, wo es dergleichen Felsen giebt, solche meine ich, die das Wasser nicht auflößt, da sind sie in alle Ewigkeit unüberwindliche Schutzwehren für die Länder. Wenigstens sieht man noch nicht die geringste gegenwärtige Würkung, an welcher sich entweder auf die vergangene Zeit oder auf die Zukunft das Gegentheil schließen ließe.

Wäre die steile Seeküste aus Materialien zusammengesetzt, die das Wasser angreifen könnte, so würde sie das Wasser ohne Zweifel unterminiren, und so wie sie nach und nach abfiele, mit sich fortführen. Aber nach und nach füllet sich der benachbarte Grund, das Gestade erhebt sich und breitet sich aus, die steilen Seiten

ten der Küsten werden abschüßig, und alles kehrt wieder in den Zustand zurück, den wir bey dem Falle, wo das Meer nichts zu Grunde richtet, betrachtet haben.

Es giebt ohne Zweifel große Verschiedenheiten in der Stufenfolge, die diese steilen Küstenwände zu durchlaufen haben, ehe sie zu diesem bleibenden Zustande gelangen: ihre Lage hat darauf viel Einfluß, besonders aber die Beschaffenheit der Erdreiche, woraus sie zusammengesetzt sind, nach welcher sie ganz besonders geschickt sind, sich zu setzen, und ein festes Gestade zu bilden. Wenn aber das Meer zehn, ja sogar hundert Leuten von solchen Erdreichen zu unterspülen hätte, die nur geschickt wären, einen beweglichen Schlamm hervorzubringen, so würde es sonder Zweifel endlich doch einmal einen Theil von Sand, Kies, oder andern festen Materien finden, und sich alsdann ein unveränderliches Gestade machen: und sogar die Menschen würden, sobald sie einiges Interesse dabey fänden, ihm darinn zu Hülfe kommen.

Das Meer strebt also nicht beständig zu zerstören, ob es gleich immer rings um die festen Länder her in Bewegung ist: und wenn auch seine Bewegung gegen die östlichen Küsten etwas stärker seyn sollte, so giebt es doch nichts, was durch ein sanft abhängiges Gestade nicht abgehalten würde. Wenn wir diese Küsten im Detail durchlaufen könnten, so würden wir daselbst gewiß eben soviel Erdreiche finden, die durch neue Niederschläge weiter vorgerückt als [illegible]e, die durch Abspülung zurückgewichen sind. Wir würden sehen, daß diese beyden Arten in Bereitschaft sind, sich in einen fixen Zustand zu setzen, und die größte Anzahl würde zeigen, daß sie sich schon seit langer Zeit darinn befinden. Aber ich will mich hier nicht länger bey den Factis aufhalten, ich werde in der Folge wieder darauf

zurückkommen; ich beschäftige mich hier blos mit der Theorie. Diese zeigt schon deutlich, daß das Meer nicht auf die östlichen Küsten beyder Welten dergestalt würken könne, daß dadurch dieser erste Schritt des Systems einer langsamen Cirkulation der festen Länder um den Erdball herum, nemlich ihre Zerstörung in Osten, begründet würde. Lassen sie uns den zweyten Schritt untersuchen, nemlich die Ueberfahrt der Materien der östlichen Küsten nach den abendländischen, denn eine solche Ueberfahrt muß in diesem Systeme nothwendig statt finden, weil sich sonst nichts daraus erklären ließe. Man würde die festen Länder mit einer Zerstörung bedrohen, und dieses könnte uns für die Zukunft sehr besorgt machen: man würde aber nicht zeigen, auf welche Art wieder neue Länder daraus entstünden; welches allein und das Vergangene, d. i. die Bildung der gegenwärtigen festen Länder, erklären könnte.

Man müßte also sagen, und hat es auch gesagt, daß sich die beyden festen Länder in Abend vergrößerten. Allein, wie können sie sich vergrößern? Etwa durch eine bloße Zurückweichung des Meers? Hier würde aber seine Zurückweichung an Küsten, die nicht zunähmen, auf keine andre Art, als durch die Erniedrigung seiner Wasserfleiche, möglich seyn; und da dieses Niedersinken, ohne allgemein zu seyn, das heißt, ohne daß es an den östlichen Küsten so gut als an den abendländischen erfolgt, nicht statt haben kann, so würde das System nichts dadurch gewinnen. Man muß also einen Anwachs der abendländischen Küsten hervorbringen, und zu dieser Absicht daselbst neue Materien ankommen lassen. Aber wo sollen diese herkommen? Hier sehe ich schlechterdings gar nichts; ich finde gar keine Beute. Die Ströme, die, selbst nach diesem System, sich ohne Unterlaß von Morgen nach Abend wälzen, werden die morgenländischen

schen Küsten zum gänzlichen Verlust zu Grunde richten, und sich davon nichts an den abendländischen Küsten wieder ansetzen. Es waren hauptsächlich Materialien, die man suchte, um unsere Welt, so wie sie jetzt ist, aufzubauen; um darauf Berge und Hügel zu erhöhen: es waren sogar Materialien nöthig, um die mit Muscheln angefüllte Ebenen ganz einfach zu bauen. Man wollte deswegen alte feste Länder auf der östlichen Seite zerstören. Aber wodurch würden diese Materialien nach den neuen festen Ländern an ihre abendländischen Küsten herübergeführt worden seyn? Etwa durch die Ströme? sie, die im strengsten Sinne diesen Küsten entfliehen, indem sie sich gegen Abend tragen?

Man kann diesen Punkt nicht mit Aufmerksamkeit betrachten, ohne wahrzunehmen, daß dieses System schon hieraus schlechterdings ohne Consistenz sey. Man muß aufbauen! wiederhole ich noch einmal: die Zerstörung interessirt uns, in Betreff des Ursprungs unserer gegenwärtigen festen Länder, wenig; hier ist es lediglich um die Wiederaufbauung zu thun, um dasjenige, was schon vorhanden ist, zu erklären; unterdessen sehen wir doch keine Materialien. Wenn die Ströme in der That einige Materien von den morgenländischen Küsten beyder Welten losreissen, und ohne Unterbrechung in die Ferne fortführen; so bringen sie, wenn sie ihren Weg von Morgen nach Abend fortsetzen, mitten durch das stille Meer den morgenländischen Küsten von Afrika und Asien dasjenige an amerikanischen Materien wieder zu, was sie von diesen abgerissen, und durch das atlantische Meer hindurch eben diesen morgenländischen Küsten von Amerika zugeführet hatten. Da aber diese Ueberfahrt von einem festen Lande zum andern nicht anders als durch die sonderbarsten Combinationen und nur bey oben aufschwimmenden oder untastbaren Ma-

terien erfolgen kann, so setzen vielmehr diese Ströme die Materien, wenn sie würklich dergleichen von den festen Ländern abreissen, da und dort ab: sie bilden Berge in dem Meeresgrunde, sie erheben endlich sogar einige Inseln. Aber diese Würkungen sind von einer ganz verschiedenen Klasse, und haben mit dem gegenwärtigen Systeme nichts gemein; dieses System ist also schon in Ansehung seiner zwey wesentlichen Punkte, der Zerstörung und der Materien zur Wiederaufbauung, mangelhaft.

Bis jetzt ist gezeigt worden, daß unsere feste Länder an ihren abendländischen Küsten keinen Zuwachs von dem, was von den morgenländischen Küsten abgerissen würde, erhalten können: welches schon sattsam bewiese, daß sie nicht auf diese Art gebildet worden sind. Da man inzwischen allgemein von der langsamen Würkung der Wasser das meiste erwartet zu haben scheint, um den gegenwärtigen Zustand der Oberfläche der Erde zu erklären, so darf man keine Untersuchung verabsäumen. Man nehme also noch einmal an, daß der Ocean Materialien nach den abendländischen Küsten führe, ohne uns darum zu bekümmern; und sehe zu, ob sie feste Länder, die unsern ähnlich sind, bilden können.

Hier kann ich aber noch weniger, als bey den zwey vorigen angeblichen Operationen, begreifen, was man hat sagen wollen. Wie! die Wellen, die sich am Ufer brechen, die Fluth, wenn sie sich daselbst auf 15 bis 20 Fuß erhebt, sollten Berge bilden, die tausend, zweytausend, dreytausand Toisen über die Meeresgleiche empor gehoben würden! Wahrhaftig, man hat nicht darüber nachgedacht.

Mich dünkt, ich habe durch diese einzige Bemerkung über diesen Punkt alles gesagt; oder vielmehr, es scheint, daß darüber gar nichts zu sagen sey. Da unterdessen dieses System berühmte Vertheidiger gehabt hat, so darf ich sie nicht

so

so obenhin behandeln. Gegen solche Autoritäten muß man sehr starke Gründe haben: je einfacher die Widerlegung scheint, desto mehr scheint sie müssen betrachtet zu werden. Man muß sie also von allen Seiten in jedem Sinne betrachten, um zu urtheilen, ob nicht noch eine verborgene Seite versteckt und jene Einfachheit nicht blos scheinbar sey.

Wenn wir gefunden haben, wie weit unsere Werkmeisterinnen, die **Wellen** und die **Fluth** gelangen können, so sind wir verbunden zu schliessen, daß alles das, was höher ist, nicht von ihnen allein ein Werk seyn könne. Dieser Grundsatz scheinet mir keines Betrugs fähig zu seyn. Nimmt man also an, daß die mittlere Höhe unserer Ebenen nur 100 Toisen über die Meeresgleiche erhaben sey; so würde diese Erhöhung schon hinreichen, um dieses System umzustürzen. Aber wir haben auch Hügel und Berge; ihre Bildung muß also durchaus so wie die Bildung der Ebenen erkläret werden; ich werde sie also mit in meine Argumente einschliessen.

Wir wollen nur von dem höchsten Standpunkt, wo man Muscheln in Europa gefunden hat, ausgehen. Ich weiß nicht, ob es in diesem Betracht einen höhern giebt, als auf einen Gipfel der Alpen von **Faucigny**, der **Grenier** genannt, wo wir, mein Bruder und ich, vor einigen Jahren gewesen sind, und, nach unsern Barometerbeobachtungen, in einer Höhe von 7840 französischen Fußen über der Meeresfläche, Ammonshörner fanden. Hier ist also ein Berg, dessen Gipfel von den Meereswassern muß bedeckt gewesen seyn. Wie werden wir ihn herausziehen?

Daß sich die Berge im Schooße des Meers bilden können, ist eine Sache, über die ich keinen Zweifel erregen werde; ich selbst bin davon überzeugt. Die Ebbe

und Fluth und die daher rührenden Ströme, die ihrer Natur nach die ganze Masse ihrer Wasser umwälzen, hölen an gewissen Stellen ihr Bett aus, und führen die Materien davon an andere Stellen hin, wo sie sich wieder setzen und Berge bilden, die nur ins Trockne gesetzt zu werden brauchen, um einem großen Theile unserer Berge ganz ähnlich zu werden. Allein sie müssen ins Trockne gesetzt werden; und das ist es, was die Bewegung der Meere von Morgen nach Abend nicht bewürken kann. Diese Bewegung kann nicht anders als horizontal seyn: das Meer bleibt beständig in gleicher Höhe, und wird nur durch die Verschiedenheiten der Ebbe und Fluth und durch die Wellen beunruhiget. Allein diese Verschiedenheiten bedeuten in Rücksicht auf unsern Gegenstand nichts; und wenn man seine Zuflucht nicht zu einer andern Ursach nehmen kann, so werden die auf dem Vorgrunde des Meeres gebildeten Berge in alle Ewigkeit darinn bleiben. Vergeblich wird der Ocean tausend und abermal tausendmal seine Reise um die Erde machen, das heißt, sein Bett herumführen; er könnte dadurch zwar in seinem Schooße Berge wechselsweise niederreissen und wieder aufbauen; aber er würde nicht einen einzigen ins Trockne stellen.

Ich erwähne hier als einer der Aufmerksamkeit würdigen Gegenstandes, dasjenige nicht, was erfolgen würde, wenn der Ocean durch diese Bewegung sein Bett aushölte oder erweiterte. Dieses ist ein besonderes System. Hier kömmt nur die Hypothese von dem langsamen Uebergang der Meere von Morgen nach Abend aus den entwickelten Ursachen in Betrachtung; ein Uebergang, der so lange nur als horizontal betrachtet werden kann, bis man eine besondere Ursach wird angegeben haben, durch welche die ursprüngliche Meereshöhe abgeändert worden sey. Man hat dergleichen Ursachen würklich erdacht,

dacht, ich werde sie auch in der Folge untersuchen; hier aber schränke ich mich blos auf die Untersuchung der Würkungen dieser einzigen horizontalen Bewegung der Wasser ein. Und ich thue dieses um so lieber, da, auser der Klarheit und Sicherheit, die in allen Arten von Untersuchungen aus der Trennung der Gegenstände entspringen, die Naturkündiger, die dem Uebergange des Meers von Morgen nach Abend die auf der Oberfläche unsers Erdballs geschehenen Veränderungen zuschreiben, nur von einer horizontalen Bewegung allein geredet haben. Wie könnte also der Ocean, ohne seine Wassergleiche zu verändern, das Werk, das er in seinem Schooße gemacht hätte, entblößen, und sogar 7840 Fuß hoch über seine Oberfläche emporheben? Mit dieser Frage scheinet es in der That nicht ernstlich gemeint zu seyn. Unterdessen bitte ich zu bemerken, daß sie unmittelbar auf diesem Systeme herfließt, weil es die Bildung der Berge erklären muß; und daß wir sie folglich nicht nur so obenhin vorübergehen dürfen. Wenn man sie wohl gefaßt hat, so besitzt man auf gewisse Weise einen Talisman, vor welchem alle Werke der Einbildungskraft über die Theorie der Erde verschwinden. Wir wollen den Ocean bey einer und derselben Höhe so lange schützen, bis man uns wird gesagt haben: der Ocean ist wegen dieser Ursach niedriger geworden; aus dieser Ursach hat er den Gipfel des Grenier, wo man Ammonshörner findet, in einer Höhe von 7840 Fuß über seiner gegenwärtigen Oberfläche, verlassen. Da man nun aber dieses in dem Systeme, das ich untersuche, nicht sagt; so müßte die ganze Oberfläche der Erde durch eine einzige Revolution des Oceans zu einer und eben derselben Wassergleiche zurückgebracht worden seyn, und die Bildung unserer Berge würde alsdann unerklärbar.

Auf

Auf diesen Punkt werden alle meine Bemerkungen, die ich noch über die Systeme von eben der Art zu machen habe, immer wieder zurückkommen. Unterdessen will ich doch die Untersuchung desselben nicht vernachläsigen; denn es betrift einen Grundsatz, der in der Cosmologie festgesetzt werden muß. Ich weiß nicht, wie es gekommen seyn mag, daß diese Betrachtung nicht der Kompaß aller deren, die zu diesen Untersuchungen ausgelaufen sind, geworden ist. Sichtbarlich muß sie sich dem Geiste nicht so leicht, als ich mir einbilde, darstellen; und ich muß nur darum von ' · so sehr durchdrungen seyn, weil sie mir seit dreißig Jahren in allem, was die Theorie der Erde betrifft, zum Wegweiser dienet. Man erlaube mir also, daß ich mich noch einen Augenblick dabey aufhalte.

„Ungeachtet es wahr seyn mag, wird man vielleicht sagen, daß der Ocean, indem er sich durch alle Ewigkeit hindurch, in einer und derselben Flächenhöhe, um unsern Erdball forträgt, keinen der Berge jemals entblößen wird, die die Ströme in seinem Schooße bilden; so kann doch die Arbeit, die er an seinen Gestaden unternimmt, einige Würkung auf den bereits trocknen Theil hervorbringen. Die Wellen führen mehrere Arten von Materien mit sich fort und häufen sie zusammen; an gewissen Küsten sieht man sie Dünen, welches kleine Sandhügel sind, machen: mit der Zeit werden diese Hügel — —" Nein, die Zeit wird hier nichts machen. In alle Ewigkeit (denn man muß immer darauf zurückkommen, wenn das Argument bündig seyn soll) in alle Ewigkeit wird weiter nichts als Dünen gemacht werden. Und sogar diese Dünen, wovon wir Beyspiele kennen, werden mehr das Werk der Wi[illegible]e als der Wellen seyn.

Wenn

Wenn die Gestade des Meers aus einem leichten Sande bestehen und niedrig sind, so unterstützt der Wind die Arbeit der Wellen, und führt den Sand höher, als diese zu reichen im Stande sind. Dadurch entsteht am Gestade des Meers eine Art von Sandwulst, die 40 bis 50 Fuß hoch und mehr oder minder breit ist, und von den Wellen bald gebildet, bald wieder zerstöret wird, bis sie durch die Vegetation Consistenz erhält. Diese nennet man Dünen; sie sind an den Ufern des Meers in Holland und Flandern sehr gemein. An einigen Stellen haben sich daselbst die **Dünen** erhalten; und die Winde und das Meer haben daraus verschiedene auf einander folgende Cordons gebildet. Aber von **Bergen** nichts, nicht einmal wahre Hügel; wie sollte sie das Meer auch bilden? Kann es da etwas bewerkstelligen, wo es nicht hingelangen kann?

Ich schließe also; und ohne einen Augenblick zu argwöhnen, daß diese unmittelbare Folgen aus den Gesetzen der Natur von den Vertheidigern dieses Systems selbst verkannt werden könnten, wenn sie ihre Aufmerksamkeit darauf richten: ich schließe also, sage ich, daß, wenn das Meer durch seine Bewegung von Morgen gen Abend, ohne Unterlaß die morgenländischen Küsten zerstörte; welches nicht seyn kann: daß, wenn die von diesen Küsten abgerissenen Materien diesem Strom wieder aufwärts schwämmen, um sich an die abendländischen Küsten wieder anzusetzen; welches eben so wenig statt finden kann: so würden aus diesen allmäligen Niedersetzungen schlechterdings nicht weiter als einförmige Ebenen entstehen, die nur hier und da an Oertern, wo der Sand beweglich wäre, mit einigen Dünen würden überstreuet seyn: daß, mit einem Worte, nichts daraus erfolgen würde, was die mindeste Aehnlichkeit mit dem gegenwärtigen Zustande der Oberfläche der Erde hätte.

Wenn

Wenn man ganz sichere Grundsätze hat, so scheint es überflüßig zu seyn, die Thatsachen zu untersuchen; man kann sich zum voraus versichert halten, daß sie mit jenen übereinstimmig seyn werden; dieses hat man blos bey solchen Systemen nöthig, die nur wahrscheinlich sind. Nur dann aber, wann alle Gesetze der Natur umgekehret wären, wann die Sachen anders, als sie die Theorie voraussetzt, beschaffen wären, nur dann scheinet es, daß, wenn ihr die Thatsachen zu widersprechen schienen, man daraus schliessen müsse, man habe nicht recht gesehen.

Unterdessen wiederfährt es getäuschten Menschen nur allzu oft, eine so lebhafte Ueberzeugung zu haben, die nur eine Folge der Evidenz seyn sollte. Man darf also gar kein Beweismittel vernachläßigen. Ein solches finden wir hier in den Thatsachen, wir müssen es also untersuchen. Das Meer hat allerdings einige Gegenden zerstöret; es hat auch augenscheinlich andere gemacht; es ist also daran gelegen zu untersuchen, ob diese Thatsachen die Idee einer Verwandlung des Landes in Meer und des Meers in Land, die durch die Bewegung der Gewässer von Osten nach Westen bewürkt worden sey, begünstige.

Ich will die Denkmäler, auf welche man die Cirkulation der festen Länder rings um unsern Erdball her, mittelst der Cirkulation der Meere, gründet, hier nach den Herrn von Büffon, der dieses System annimmt, durchgehen. Er giebt dem neunzehnten Artikel der Beweise seiner Theorie, der davon den Hauptartikel ausmachen soll, den Titel: von den Veränderungen der Länder in Meere und der Meere in Länder; und gleichwohl ist dieser Artikel sehr kurz und enthält sehr wenig Facta, in Vergleichung mit der Anzahl, die davon eine Ursach von der unabläßigen Veränderung der

Gestalt

Gestalt der Erde darreichen sollte. Oder vielmehr ist dieser Artikel, in einem andern Sinne, zu lang, inwiefern er nemlich nichts als umständliche Details von kleinen Faktis enthält; da doch, wenn die Ursach wirklich vorhanden wäre, nur zwey große Facta allein, dieselbe ohne Widerspruch, festsetzen sollten. Es müßte nemlich durch eine allgemeine Tradition, unter allen Völkern, die an den morgenländischen Küsten beyder festen Länder wohnen, bestätiget werden, „daß sie durch die Anfälle des Meers genöthiget worden wären, sich allmälig von dem Gestade weg tiefer in die Länder hinein zu begeben; daß sie ihre Häfen und Städte verlassen hätten:“ und es müßten tausend Ueberbleibsel von den alten Niederlassungen an den Gestaden oder auf dem niedrigen Grunde vorhanden seyn. Hingegen die an den abendländischen Küsten wohnende Völker müßten uns alle einmüthig sagen: „daß sie von ihren Vätern gehöret hätten, und es selbst sähen, daß sich ihre festen Länder an den Küsten des Meers vergrößerten; daß sich ihre Häfen fülleten; daß ihre alte Städte schon tiefer im Lande wären.“ Mit einem Worte, bey einer stufenweisen Veränderung von dieser Art sprechen entweder die Facta nichts, oder sie müßten deutlich und das schon seit langer Zeit auf der ganzen Erde gesprochen haben, und man sollte nicht erst nöthig haben, sie aufzusuchen.

Dies ist es, was mich in Verwundrung setzt; und folglich unterrichten uns würklich die wahren Ursachen einer jeden langsamen Veränderung selbst ohne Zweydeutigkeit. Alle Einwohner der an den Mündungen großer Flüsse liegenden Länder können uns ihre ihnen durch das Meer zugebrachten Eroberungen zeigen. Diese Operation läßt, ob sie gleich sehr langsam von statten geht, Fußtapfen hinter sich, sowohl auf dem Lande selbst,

selbst, als in dem Gedächtnisse der Menschen. Allenthalben hingegen, wo die Wasser, durch irgend einen besondern Umstand, die Einwohner würklich von ihren Ufern zurücktreiben, drückt sich ihr Verlust in ihr Gedächtniß ein, und ihre Klagen dringen ins Ohr der Reisenden, die sie uns wieder mittheilen. Wenn sich also alle Bewohner der morgenländischen Küsten nicht beklagen, und wenn alle die, die an den abendländischen Küsten wohnen, uns gar nichts von Eroberungen melden, so existirt eine solche allgemeine große Operation gar nicht. Wir wissen aber ganz gewiß, daß sich keine dergleichen Stimme hören läßt.

Unterdessen dürfen wir doch, ungeachtet so vieler Gründe, die uns wider die Facta, die man zur Unterstützung dieses Systems anführt, einnehmen, nicht weigern, dieselben zu untersuchen. Aber man muß dabey nach einiger Ordnung verfahren, und diese Facta in Klassen eintheilen; sonst würden wir das Meer bald hier bald da hervordringen oder zurückweichen sehen, ohne wahrzunehmen, ob solches zu einem System gehöre. Zuvörderst besteht eine große Anzahl von Factis, die Herr von **Büffon** anführet, in neuen Erdansetzungen (atterrissemens) an den Mündungen der Flüsse; es sind Inseln, oder Verlängerungen des festen Landes, die aus dem, was die Flüsse mit sich geführet haben, entstanden sind. Allein diese Facta gehören zu einem andern Systeme, mit welchem ich mich jetzt noch nicht beschäftige. Es ist gewiß, daß fast alle Flüsse das Meer durch die Materien, die sie mit sich bringen, zurücktreiben: aber dieses geschieht rings um alle feste Länder her, an den morgenländischen Küsten so gut als an den abendländischen; folglich ist dieses Phänomen dem Systeme, das ich jetzt untersuche, ganz fremd.

Ich werde hier nur diejenigen Phänomene zusammen nehmen, die nach der Erzählung, welche Herr von Büffon davon macht, von der Operation der Flüsse verschieden zu seyn scheinen. Es giebt vom Meere zerstörte Länder; es giebt auch andere, die es verlängert. Ehe wir aber diese Facta darstellen, müssen wir immer daran denken, daß die zerstörten Länder, um das in Frage stehende System zu begünstigen, an den östlichen Küsten beyder Welttheile, und die verlängerten Länder an den abendländischen Küsten liegen müssen; denn sonst bewiesen entweder diese Facta nichts, oder könnten wohl gar diesem Systeme nachtheilig werden. Laßt uns also diese Abwechselungen in Klassen ordnen.

„Das Meer ist von der Provinz von Jucatan im mexikanischen Meerbusen zurückgewichen; — — — von „Guadeloupe, von Martinique und andern Antillischen „Inseln. Wenn man auf diesen Inseln gräbt, so findet „man einen mit Seeprodukten so reichlich angefüllten Grund, „daß ein Beobachter dadurch auf den Gedanken kam „zu glauben, daß diese Inseln durch die Anhäufung der„selben entstanden wären.“ Dieses sind beynahe die einzigen von den Niederschlägen der Flüsse unabhängigen Zurückweichungen des Meers, deren der Herr von Büffon in diesem Artikel erwehnt, und zwar alle an den östlichen Küsten von Amerika; also sogar an denen, die, nach dem System, das Meer vielmehr zernichten sollte.

„Das baltische Meer hat nach und nach einen gros„sen Theil von Pommern eingenommen; es hat den „berühmten Hafen von Vineta bedeckt und zu Grunde „gerichtet. — — Das Meer von Norwegen hat „mehrere Inseln gebildet, indem es ins feste Land her„vordrang. — — Das teutsche Meer ist bey Catt in „Holland eingedrungen, so, daß die Ruinen einer alten „römischen Citadelle, die vor diesem auf dieser Küste

„vorhanden waren, jetzt sehr weit ins Meer hineinge-
„rückt sind. Ein Schlag des Meers trennte im Jahre
„1421 Dordrecht vom festen Lande. — — Ein ähn-
„licher Einbruch brachte im Jahre 1446 auf demselben
„Territorium von Dordrecht, über zehntausend Men-
„schen, und um Dullart in Friesland und in Zeland
„über hunderttausend ums Leben. Das Meer bekämpft
„das steile Ufer von Tresport auf der französischen
„Küste in der Normandie, und in Zeit von dreißig
„Jahren ist es schon 16 Fuß hervorgedrungen, welches
„man durch eine Oeffnung von gleicher Tiefe, die in
„das steile Ufer gegraben worden, erkannt hat: nimmt
„man an, daß es beständig so fort hervordringt,
„so wird es in zwölftausend Jahren tausend Toi-
„sen, oder eine kleine halbe Leuke dieses steinigen
„Ufers unterminiren." Und in sechzig oder hundert
Millionen Jahren, mehr oder weniger, könnte es also,
indem es beständig bald Bruchstücke, bald Felsen unter-
minirte, Frankreich, Teutschland, Rußland, die Tatarei,
China, mit einem Worte, die ganze alte Welt, fortfüh-
ren. — — Allein dieser Weg geht gerade wider den
Strich! und so ist es auch in Ansehung aller vorher-
gehenden Thatsachen; allenthalben ist es unsere abend-
ländische Seite, die angegriffen wird, und also immer
sogar diejenige, die sich, nach diesem Systeme, vergrös-
sern sollte.

Unter allen von dem Herrn von Büffon angeführ-
ten Factis, ist kaum nur ein einziges, das ihm nicht
entgegen stünde; dieses einzige Factum ist der Anschein,
den die Niederlande haben, neue Länder zu seyn. Al-
lein man braucht diese Länder nur zu nennen, um sich
zu überzeugen, daß man keine Berge daselbst findet.
Und überdieß sind die Flüsse, die Natur des Meeres-
grundes und oben darüber die ganze Industrie der Men-
schen,

schen, die würkende Kräfte, die unserm festen Lande das, was diese Länder an neuen Erdstrichen besitzen, hinzugefügt haben; die Bewegung des Meers von Morgen nach Abend hat keinen Theil daran.

Ich könnte gegenwärtig selbst Facta, die diesem System entgegen wären, anführen. Es würde mir z. B. leicht seyn zu beweisen, daß nicht alle Berge durch das Wasser gebildet worden, und daß eine große Anzahl derjenigen Berge, die ihnen ihre Bildung zu danken haben, nicht das Werk der gegenwärtig ihnen am nächsten liegenden Meere sind. Aber diese Mittel wären zu weitläuftig; und da ich bey Gelegenheit einiger andern Systeme darauf zurückkommen muß, so werde ich mich hier nicht dabey aufhalten. Gegenwärtig ist mir es genug, meine Leser bemerken zu lassen, daß, wenn neue Argumente nöthig wären, um zu beweisen, daß die Bewegung der Meere von Morgen nach Abend, ungeachtet es mit ihr selbst seine Richtigkeit hat, gleichwohl nicht der Werkmeister unseres Aufenthalts sey, wir jene Beweise in diesen Factis finden können. Denn wenn unsere feste Länder allmälig aus dem Meere stiegen, so würden alle Berge noch die Merkmale davon an sich tragen, wenigstens äußerlich; und die auf den ins Trockne gesetzten Landstrichen zurückgebliebene Reste von Seethieren müßten immer denen ähnlich seyn, die noch heutiges Tages an die Ufer oder benachbarte Boden des Meers geworfen werden, wo die Zeugungen dieser Thiere aufeinander folgen. Aber alles dieses befindet sich nicht also. Einige Berge haben weder Schichten, noch Seekörper: andere Berge und sogar Küsten, die gegenwärtig vom Meere bespület werden, enthalten Muscheln, die entweder ganz unbekannt sind, oder heutiges Tages in den Indien leben.

Man sieht also, was ich gleich anfangs sagte, daß ein Ueberfluß an Gründen wider dieses System vorhanden sey, nach welchem man aus der Bewegung der Meere von Morgen nach Abend Mittel ziehen zu können glaubt, unserm Erdball die Gestalt zu geben, indem man ihn zugleich sehr alt macht.

VI.

Anekdoten.

Der griechische Kaiser Basilius ließ den hinrichten, der ihm auf der Jagd das Leben gerettet hatte, „weil er dabey das Schwerdt in seiner Gegenwart ent„blößt habe:“ ein König von Mandoa ließ dem Sklaven die Hände abhauen, der ihn, da er eben ertrinken wollte, bey den Haaren aus dem Wasser zog: „weil er „die Hand an das Haupt seines Herrn legte:“ und ein Edelmann sollte sein Leben verlieren, weil er einer Königin von Spanien, die im Steigbügel hängen blieb, und Gefahr lief, vom Pferd geschleift zu werden, zu Hülfe kam, sie befreyte, „aber dabey ihren Fuß sah und „berührte.“

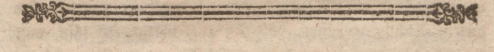
Catharina von Medicis, um sich den Seegen des Himmels bey Ausführung eines gewissen Projekts zu verschaffen, gelobte, einen Pilgrim nach Jerusalem zu schicken, der auf seiner Wallfahrt bey drey Schritten vorwärts immer wieder einen rückwärts thun sollte. Ein Landmann aus der Pikardie übernahm die Vollendung des

des Gelübdes, brachte verschiedne Jahre darüber zu, und erhielt bey seiner Rückkunft den Adel und eine Summe Geldes zum Lohn.

Der heilige Johann Gualbert, Stifter des Ordens der Camaldulenser, wurde, nach den Sitten seines Zeitalters, wie alle von seiner Familie, der geborne Rächer des an einem von seinen Verwandten begangenen Meuchelmords. Eines Tages traf er, in Begleitung einiger bewafneten Leute, den Mörder auf dem Weg nach Florenz an. Die Straße war enge, der Mörder bestürzt, und alle Mittel zur Flucht ihm benommen. Der Unglückliche sprang vom Pferde, warf sich mit dem Gesicht gegen die Erde, und erwartete, die Arme kreuzweis ausgestreckt, den Todesstreich. Gualbert wurde von diesem Anblick gerührt, hob ihn auf, versicherte ihm, daß er nichts von ihm zu besorgen habe, und setzte seinen Weg fort, ohne ihm was zu Leide zu thun. Als er nach San-Miniato kam, begab er sich in die Kirche des Orts, und siehe, ihm dünkte, das Kreuz über der Pforte neige sich gegen ihn, zum Zeichen seiner Dankbarkeit, daß er aus Ehrfurcht für seine Gestalt dem Mörder verziehen habe. Dieses Wunder wirkte so heftig auf den Italiener, daß er den Entschluß faßte, der Welt gänzlich zu entsagen, und einen neuen Mönchsorden stiftete.

In jenen Zeiten der Finsterniß, die das Alter der ersten Kreuzzüge umhüllte, mußte ein Mönch, der einen heidnischen Schriftsteller aus der Bibliothek seines Klosters zum Lesen haben wollte, nachdem er das gewöhnliche Zeichen gemacht hatte, wodurch man zu verstehn gab, daß man ein Buch verlangte, sich das Ohr mit dem Finger kratzen, wie ein Hund sich zu kratzen pflegt, wenn es ihm juckt, „weil „(sagt die Vorschrift) ein Ungläubiger nicht ohne Grund

„mit diesem Thiere verglichen wird." — Dazumal wurde das Gelübde des Stillschweigens in den Mönchsorden sehr streng beobachtet, und alles durch Zeichen ausgedrückt: Begehrte man Brod, so beschrieb man mit dem Daumen und den beyden folgenden Fingern einen Kreis; Milch, so steckte man den kleinen Finger in den Mund, wie ein Kind, das saugt; Forelle, so hielt man die Hand über die beyden Augenbraunen ausgebreitet, welches Fisch bedeutete, und bedeckte sich alsdenn das Gesicht, welches eine Weibsperson anzeigte, weil die Forelle unter die Fische weiblichen Geschlechts gezählet wurde. Das gewöhnliche Zeichen, ein Buch zu fodern, war: daß man seine ausgestreckte Hand auf die Art bewegte, als ob man Blätter umschlüge.



VII.

Briefe.

Brief des seeligen Michaelis an Herrn — — — —

Hamburg den 24. August 1770.

Das Geständniß seiner Vergehungen ist der erste Schritt zur Vergebung, sagt Philint in meinem Je unnatürlicher je besser! Tausend Sorgen und Verdrießlichkeiten, mit denen ich meine Freunde gern verschonen wollte, haben meine Briefe an Sie verzögert. Ich habe Ihren letztern erhalten, und nun — kann ich Ihnen mit ruhigem Herzen antworten. Den Tag nach Michaelis gehe ich als Dichter der Seylerischen Schaubühne nach Hannover. Mein Gehalt,

Gehalt, der binnen hier und einem halben Jahr in eine kö-
nigliche Pension, aller Hofnung nach, verwandelt werden
wird, ist bereits jetzt besser, als mein hiesiger, und, ob er
meinem Genie angemeßner ist, überlasse ich Ihrer eignen
Antwort. In der Gesellschaft eines **Schweitzer's**, eines
Eckhofs, einer **Henselinn** und **Brandes** muß man ver-
gnügt leben können. Lebe wohl, untreue Kritika, auf ewig
wohl! Ich habe hier bey Gelegenheit der Schaubühne ver-
schiedne Kleinigkeiten aufgesetzt; sonst habe ich für Verdruß
wenig oder nichts machen können. **Schweitzer** komponirt
an meiner **Gertraud**. Außer dem **Einspruch**, der bin-
nen hier und Michaelis fertig werden soll, habe ich noch ei-
ne Idee zu einer komischen Oper. Geräth sie mir, so ist
mein **Je unnatürlicher** eine Kleinigkeit an Komischen da-
gegen. Auch zu einem drolligen Nachspiel habe ich den
Entwurf, und die erste Scene fertig liegen. Diesen Win-
ter soll das meiste davon fertig werden. — Die Gesell-
schaft ist gestern abgereißt, und nach Lübeck gegangen, von
da ich sie abhole, und mit ihr nach Hannover reisen werde.
Will ich diesen Winter nicht froh leben, und alles vergessen,
was mich hier zu Elegien verdammen könnte! Hamburg ist
der beste Ort für den Magen, aber so rauh, wie sein Klima,
so kalt, wie seine Fische, und so steif, wie seine Mädchen,
für die Seele. Gestern war ich das zweitemal bey **Du-
schen** in Altona; auch er seufzt unter der Last seiner sehr
unpoetischen Mitbürger. Man hat hier vorige Woche in
einer häßlichen Uebersetzung meiner hochgebietenden Dame,
der Zinkinn, Rowe's Kalliste aufgeführt, aber die Auf-
führung ist eben so wenig gut ausgefallen, als die Ueberse-
tzung. In meinem Epilog am Freitage habe ich Hamburg
ein wenig die Wahrheit gesagt. Es geschah zwar bereits
im Prolog, aber Ende gut alles gut, dasmal noch besser!
Künftige Woche, wenn es meiner hohen Obrigkeit gefällig
ist, werde ich Ihr Buch, wofür ich gehorsamst danke, in

der Zeitung anzeigen. Ich bin nicht Herr von mir; aber nun noch fünf böse Wochen:

O dann, dann bin ich frey,
Und kehr' ins nächste Wirthshaus ein,
Und mach' ein Siegsgeschrey!

Kessel und seine Frau, die Seyler eben so wenig, als ehmals Koch brauchen konnte, sind zu Wäsern gegangen. Die Kesselinn hielt sich zu gut, eine Vertraute im Mithridat von Racine zu machen, und erhielt ihren Abschied — Gleim, den ich von meinem hiesigen Verdr. § Nachricht gab, bot mir sein Haus und seinen Tisch an; diese Gelegenheit überhebt mich, die Güte dieses vortreflichen Mannes zu misbrauchen. — Geschrieben hätte ich Ihnen; aber nun sollte ich Ihnen einen Leser mitschicken. Doch, was kann aus Hamburg Gutes kommen, als Ihr

alter treuer
Michaelis.

VIII.

Biographie.

Nachrichten von Michel Schuppach, aus dem Englischen des Coxe, und seiner Schweizerreise übersetzt, durch R — d.

Sie werden gewiß von Michel Schuppach, dem berühmten Schweizerdoktor, gehört haben. Die Reisenden erzählen Wunderdinge von seinem Talent, den wahren Sitz der Krankheit zu entdecken, und das rechte

Hei-

Heilungsmittel zu treffen. Ich wohne jezt selbst in dem Hause dieses Aesculaps, das an dem Abhange eines Berges, oberhalb des Dorfes Langenau, liegt, und durch seine Lage dem Doktor den Titel, „der Bergdoktor“, zuwege gebracht hat.

Bey meiner Ankunft fand ich ihn auf seinem Zimmer in einem Gedränge von Bauern, die ihn um Rath fragten. Jeder hatte in einem kleinen Fläschchen etwas von seinem Urin bey sich; denn aus dem Urin behauptet Schuppach den Zustand des Kranken beurtheilen zu können. Er ist ungeheuer dick, hat ein durchdringendes Auge, und die offenste und lachendste Physionomie, die ich je gesehn habe. Er sezt sich vor der Person hin, die ihm consulirt, untersucht sorgfältig den Urin und den Kranken, der ihn bringt, eine Untersuchung, die manchmal ziemlich lange dauert, und wenn er damit fertig ist, so bestimmt er die Krankheit, unterrichtet den Kranken von ihrer Beschaffenheit, und trift gemeiniglich den wahren Grund des Uebels. Die jungen Leute sonderlich sind von seiner Unfehlbarkeit überzeugt; aber man kann auch nicht läugnen, daß er große Kuren gethan hat, die ihm Siechende aus allen Theilen Europens zuführen. Jezt war sein Haus und das Dorf mit Engländern, Franzosen und Schweizern angefüllt, die ausdrücklich hieher gekommen waren, um sich seines Raths und seiner Arzeneyen zu bedienen.

Ich halte diesen Schuppach für einen Mann, der anfangs ein Dorfchirurgus war, denn er hat einige flüchtige Begriffe von Anatomie, und paßirt für einen guten Chimiker und geschickten Kräuterkundigen. Nur erst seit einigen Jahren ist er als Arzt in Ruf gekommen. Er weiß wenig von Theorie; alle seine Kenntnisse gründen sich auf eine lange und anhaltende Erfahrung und Praxis, die sehr ausgebreitet ist, ohngeachtet

achtet seine weitesten Krankenbesuche sich höchstens auf eine Viertelstunde von seiner Heimath erstrecken. Man hat mich versichert, daß er sich nicht die Mühe nehmen würde, bis Bern zu gehn, und wenn sich der größte Potentat der Welt dort befände, und seinen Rath verlangte.

Vielleicht trägt das Vertrauen seiner Kranken, die gesunde Luft dieses Bergs, und die angenehme Zerstreuung, die der beständige Ab- und Zufluß von so vielen Personen gewährt, zu dem guten Erfolg seiner Kuren vieles mit bey, allein das ist gewiß, daß er seinen Ruf nicht gesucht hat. Er besitzt vortrefliche Eigenschaften, und seine Menschenliebe und Mildthätigkeit sind außer Zweifel. Nicht allein giebt er dem Dürftigen seine Arzeneyen umsonst, sondern noch Geld obendrein, und alle Jahre theilt er einen Theil seines Verdienstes mit den Armen seines Kirchspiels. Seine Frau und Enkelinnen leben bey ihm, und tragen sich wie Bäuerinnen. Er hat sie, sehr weißlich, nicht besser erziehen lassen, als die andern Bauermädchen. Er verheyrathete seine älteste Tochter, im funfzehnten Jahre, an einen von seinen Burschen, und gab ihr 1300 Pfund Sterling mit, welches hier zu Lande keine mittelmäßige Mitgift ist. Ich verheyrathe sie bey guter Zeit, sagte er, und das mit Recht; ich will nicht, daß ihr die jungen Leute vom Schönseyn vorschwatzen, und ihr in Kopf setzen sollen, einen Mann über ihren Stand zu haben.

Wer ein Freund häuslicher Eintracht und einfacher Sitten ist, dem muß es in dieser Familie gefallen. Die Frau ist lauter Geschäftigkeit; sie führt die Aufsicht über das Hauswesen, wo sie nicht blos anordnet, sondern selbst Hand mit anlegt, und hilft ihrem Mann bey seinen chimischen Arbeiten. Da er auch keine andere Sprache, als die deutsche, spricht, so ist sie manchmal sein Dollmetscher. Außerdem macht sie seinen Schatz-

mei-

meister, und nimmt die Gelder ein, die er für seine Kuren und Räthe erhält, welches am Ende des Jahres immer eine sehr ansehnliche Summe ausmacht; denn ohngeachtet er nie mehr als den Werth der gegebenen Arzeney fodert, so pflegen doch die meisten Personen noch ein Geschenk hinzuzufügen.

Die Familie speißt Tag aus Tag ein des Mittags zusammen; gewöhnlich sind allemal einige Fremde bey Tisch; theils Patienten des Doktors, theils Reisende, welche die Neugier, dem berühmten Mann zu sehn, hierher gebracht hat. Wenn das Wetter schön und die Zahl der Gäste groß ist, so wird die Tafel vor dem Hause, im Freyen, auf einem Platz aufgeschlagen, von dem man einen Theil des Bergs, und die ganze umliegende Gegend bis zu den Gletschern jenseits des Thuner See's, übersieht. Gestern assen einige Bauern mit uns, die vom Doktor eingeladen worden waren. Nach dem Essen theilte er an die nächsten Geld aus, und eine seiner Töchter gab es denen, die weiter von ihm sassen. Die Gutheit des ehrlichen Biedermannes, seine muntre Laune, seine Familie, die rührende Dankbarkeit dieser armen Bauern, die schöne Aussicht, der heitre Himmel, alles dieses vereinigte sich zu dem entzückendsten Schauspiel, das ich jemals genossen habe: ich erinnere mich nicht, in meinem Leben eine Mahlzeit gethan zu haben, die von einer reinern und gefühltern Freude belebt worden wäre.

Schuppach ist oft gezwungen von früh acht Uhr an, bis des Abends um sechs Uhr, den Kranken, die ihn zu besuchen kommen, Audienz zu geben, ohne daß ihm eine andre als die Tischzeit, zur Erhohlung übrig bliebe. Seine Arzeneyen scheinen mir von der besten Güte zu seyn; er sammelt alle die Kräuter selbst, die er distillirt. Sein Haus ist, wie das Haus der andern Bauern, von Holz, aber ohngeachtet des starken Zulaufs, und der Menge Personen,

die

die es oft beherbergt, reinlich und sauber. Alles erinnert darinn an das Nette und Simple der ersten Zeiten.

Es ist eben Jahrmarkt zu Langenau, und das Dorf wimmelt von Bauern aus den umliegenden Ortschaften. Ich habe viele Mannspersonen mit großen Bärten darunter bemerkt. Viele tragen auf dem Kopf Strohhüte, wie die Weiber, welches ihnen ein groteskes Ansehn giebt. Ihre Kleidung ist ein brauner Brustlatz und weite Hosen. Die Weiber haben die Haare aufgeschlagen, und mit Bändern geflochten, die ihnen über die Achseln fliegen, welches nicht übel steht; der Rock ist roth oder braun, und das Leibchen blau; die wohlhabenden tragen auch kleine silberne Ketten um den Hals ꝛc.

IX.

Romane.

Wer nach zwey Dingen zugleich greift, hascht weder das eine noch das andre.

In Burgund lebte ein junger Ritter, der brünstiglich um die Minnehuld einer schönen Dame buhlte, die den größten Theil des Jahres auf ihrer Burg, auf dem Lande zubrachte, unterdessen ihr Gemahl dem Hoflager folgte. Der verliebte Ritter sparte weder Briefchen noch Schmeicheleyen, sich der Schönen gefällig zu machen, so oft er der holden Nachbarinn begegnete, welches nicht selten geschah, weil ihre Schlösser nicht weit voneinander lagen, allein, es sey nun Stolz oder Klugheit bey der Dame, genug,

genug, sie berechtigte ihn auch nicht durch die geringste Gunst zu Hofnungen. Aber der Arme, den seine Leidenschaft unaufhörlich folterte, wähnte, daß alle die Strenge schwinden würde, wenn er nur ein einzigmal so glücklich wäre, ihr zwey Wörtchen unter vier Augen sagen, und seine Liebe mit alle dem Feuer schildern zu können, das ihn verzehrte. Unterdessen daß er so schmachtete, liebte ihn eine andre Dame aus der Nachbarschaft der schönen Grausamen, mit einer Liebe, die der seinigen fast gleich kam; sie verschwendete bey allen Gelegenheiten die rednerischesten Blicke und Seufzer an ihn, und gab ihm die unzweydeutigsten Beweise, daß er alles, alles von ihr hoffen könnte, ohne daß diese Einladungen den mindesten Eindruck auf den Undankbaren gemacht hätten. Er beharrte halsstarrig in seiner Treue, und würde, selbst aus ihren Armen, mit der Keuschheit eines zweyten Josephs geflohn seyn.

Der Gemahl der Geliebten sollte den Herzog von Burgund auf einen geheimen Zug begleiten, der unter vierzehn Tage nicht geendigt werden konnte. Der Ritter erfuhr es, und hofte die Zeit zu einem neuen Versuch zu nutzen. Er beredete drey seiner Freunde, mit ihm Hasen in der Ebene zu hetzen, wo die Schlösser der beyden Damen lagen. Der Anfang der Hetze war gut; man fieng verschiedene Hasen, und machte in einem kleinen Wäldchen Halt, um die größte Tageshitze vorbey zu lassen. Hierauf setzte man die Jagd fort, aber mit so schlechtem Glück, daß ein Hase, den man wenigstens zehnmal hätte einhohlen sollen, eben so oft verfehlt wurde, und unsre Jäger mit sinkendem Tag ganz nah an der Burg vorbey kamen, wo die Dame mit dem spröden Herzen wohnte. Dies war es eben, was unser Ritter wünschte; er stellte sich wegen der einbrechenden Nacht sehr besorgt, und schlug seinen Freunden vor, ob es nicht besser sey, die Gastfreyheit der

Dame

Dame des nahgelegenen Schlosses anzusprechen, als sich in der Dunkelheit auf dem Nachhauseweg mancherley Gefahren auszusetzen. Er fügte hinzu, daß er dort bekannt sey, und daß man sie, aus Achtung für ihn, gewiß gut aufnehmen würde. Es wurde immer dunkler, und die Jäger liessen es sich gefallen. Sie ritten vor die Schloßpforte; der Verliebte nannte sich, und bat den Pförtner, der Dame zu sagen, daß der und der Ritter mit drey seiner Freunde, die sich auf der Jagd verirrt hätten, sie um ein Nachtlager bitten ließ. Unterdessen, daß der Knappe die Botschaft überbrachte, scherzte unser Ritter, der sich schon auf den Gipfel seiner Wünsche träumte, mit seinen Begleitern auf eine Art, als ob er noch so gut bey der Dame angeschrieben wäre; denn welcher Mensch hat nicht seinen Gran Eigendünkel? aber dem Ritter kam der seinige theuer zu stehn. Der Pförtner erschien wieder mit der Antwort: „daß seine Gebieterinn nicht gewohnt sey, in „Abwesenheit ihres Gemahls, Mannspersonen aufzunehmen, und daß sie also die Herren bäte, sie zu entschuldigen." Dieser Korb machte den Ritter so bestürzt, daß er auch nicht auf die Sticheleyen antworten konnte, womit seine Gefährten ihn auf das unbarmherzigste heimsuchten. Allein da doch endlich ein Entschluß gefaßt werden mußte, so bat er sie, zu schweigen, und ihm zu dem andern Schloß zu folgen. „Die Dame, die es „bewohnt, fuhr er fort, ist die Gefälligkeit selbst, und „minder spröde, als die, welche uns so höflich unsern Abschied gegeben hat. Ihr sollt euch gleich selbst überzeugen, daß wenn es Damen giebt, die gegen euren Freund „eine Strenge annehmen, die ihnen nicht von Herzen „geht, andre dagegen weit aufrichtiger sind, und nicht so „viele Umstände machen." Die drey Ritter glaubten ihm kein Wort von allen dem, was er da sagte; der Beweis vom Gegentheil war noch zu neu; allein in der Lage, in

in der sie sich befanden, blieb ihnen kein anderes Mittel übrig, als seinen Vorschlag zu billigen.

Es gieng besser, als sie sich einbildeten; die Dame war zum Glück allein, und empfieng die vier Freunde so verbindlich als möglich. Dieser Augenblick schien ihr ein Triumph und die Morgenröthe eines schönen Tages zu seyn, nach dem sie schon so lange seufzte. Sie ließ ein herrliches Abendessen auftragen, und Liebäugeln und Neckereyen wurden gegen den Ritter nicht gespart, der sie auf die beste Art von der Welt beantwortete, aber mehr, weil ihm der Korb seiner alten Liebschaft noch wurmte, als aus andern Empfindungen. Die Dame schwamm in Entzücken, und alles gieng nach Wunsch, als gegen das Ende der Mahlzeit der Ritter hinausgerufen wurde. Er fand einen Boten, den die wahre Gebieterinn seines Herzens ihm nachschickte, als sie erfuhr, daß die Jäger ihren Weg nach dem Schloß ihrer schönen Nachbarinn genommen hätten, deren Absichten auf den Ritter ihr nicht unbekannt waren. Sie schrieb ihm das verliebteste Brieschen, machte ihm die zärtlichsten Vorwürfe, daß er nicht allein gekommen sey, schob ihre abschlägliche Antwort blos auf seine zahlreiche Begleitung, und bat ihn, noch zu kommen, und sich von der Wahrheit zu überzeugen: So sicher ist es, daß Stolz und Eifersucht, in einem Augenblick, die sprödeste Schöne verwandeln können!

Nichts glich der Freude des Ritters bey Lesung dieses Billets: er dachte nicht mehr an seine gütige Wirthin und das Glück, das ihn bey ihr erwartete; er eilte größern, lebhaftern Freuden entgegen; schwang sich auf seinen Gaul, und bat einen Knappen, ihn bey der Dame zu entschuldigen, weil eine dringende Angelegenheit ihn nöthigte, sich sogleich zu entfernen. Er war keinen Bogenschuß mehr von der Burg seiner Wünsche entfernt, als ihn ein so entsetzlicher Platzregen überfiel, daß er ganz durchweicht und in dem erbärm-

erbärmlichsten Zustande in dem Schlosse anlangte. Aber während der Abwesenheit des Boten hatte sich dort gar vieles verändert. Der Mann war unvermuthet wieder gekommen, und speißte mit seiner Gemahlin, ohne sich einfallen zu lassen, daß er eine Zusammenkunft störte, wo man sicher nicht auf ihn gerechnet hätte. Der Ritter war außer sich über diesen Querstrich. Unterdessen verbiß er seinen Schmerz, und erschien vor dem Herrn des Schlosses in der Gestalt eines müden, verirrten Jägers, der bey seinem Freund ein Obdach suchte. Er wurde von Mann und Frau auf das freundschaftlichste aufgenommen, aber gewiß nicht so zärtlich von der letztern, als wenn sie ohne Zeugen gewesen wären. Man zog ihn mit seinem Abentheuer auf, und bat ihn, als einen Jäger, der ganz ausgehungert seyn müßte, sich niederzulassen, und seinen Magen zu stärken. Der Ritter mußte sich darein schicken, so gut als es gehn wollte; auch aß er in der Wuth wie ein Mensch, der gar nicht von so einer reichlichen Tafel kommt, als die gewesen war, die er doch erst vor kurzem verlassen hatte. Nach dem Essen bezeugte der Mann seinem Gast, wie sehr er sich freue, daß ein Ohngefähr ihm in sein Schloß geführt habe, weil sie so in aller Frühe morgen in Gesellschaft den Weg zu dem Sammelplatz antreten könnten, wohin der Herzog, ihr Herr, alle seine Vasallen zu einem wichtigen Unternehmen beschieden habe, und wovon er den Befehl zu Hause finden würde. Dies konnte der Ritter unter keinerley Vorwand ausschlagen, und so begab er sich in ein Gemach zur Ruhe, das von dem Schlafzimmer der schönen Dame am allerentferntsten lag, und wo er die ganze Nacht mit Verwünschungen seines unglücklichen Schicksals zubrachte, bis ihn die Morgendämmerung zwang, mit dem Mann aufzubrechen, ohne der Geliebten auch nur mit einem Blick sagen zu können, was in seinem Herzen vorgieng, und was er für sie litte.

Er

Er fand sich an Einem Tag verachtet, gesucht, wieder gesucht, von zwey Damen zugleich gesucht, und doch glückte es ihm weder bey der einen noch der andern; so wahr ist es, daß wer nach zwey Dingen zugleich greift, weder das eine noch das andere hascht *).

*) Aus den cent nouvelles genommen; einem Werke, das im funfzehnten Jahrhunderte an dem Hof des Herzogs von Burgund geschrieben wurde, und woran Ludwig XI. großen Antheil hatte.

X.

X.

Miscellanien.

I.

Fragmente zu einer Geschichte der Sitten, häuslichen Gebräuche und Bedürfnisse:

von R — d.

(Zweyte Fortsetzung.)

Thierfelle waren wohl der erste Stoff der Kleidung bey allen Völkern, wie sie es noch bey den Nationen der Wilden sind; man kennt die Schilderung, die Tacitus von der Tracht unsrer alten Vorfahren macht. Haare, Sennen, Zasern der Pflanzen und Bäume, vertraten beym Nehen die Stelle des Zwirns; Dornen und Fischgräten die Nadeln; und scharfe Knochen die Messer und Scheeren; man sieht dieses bey den Schneiderarbeiten der Nordamerikaner. Hölzerne, an

an den Sohlen befestigte, und mit Riemen über dem Fuß geschnürte Breter, waren die Schuhe. Die Gallier trugen schon Hosen, die freilich nicht die Gestalt der unsrigen hatten, die sie aber braccha benahmten, wovon der französischen Sprache das Wort braye oder brayette geblieben ist; die Römer unterschieden daher das Gallien, das bey seinen alten Sitten blieb, durch den Beynahmen, Gallia braccata, so wie sie Gallia togata den Strich nannten, der Rom näher lag, und früher seine Polizirung annahm. Bis zu den Zeiten Karls des Großen waren die Kriegskleider von Fellen, und der Gebrauch, die Wolle und Haare der Thiere zu spinnen, in Gallien lange vor der Ankunft der Römer bekannt.

In der Folge nahmen die Bauern, die sich vorzüglich mit dem Ackerbau beschäftigten, eine Art Kleidung an, die sie nicht allein vor der bösen Witterung schützte, sondern die sie auch mit leichter Mühe wieder von sich werfen konnten, wenn sie in ihre Hütten zurückkehrten, es war ein Mantel mit der Kutte, wie ihn noch die Mönche tragen, deren Ordensstifter diese Tracht also von den Bauern borgten.

Man findet eine Geschichte des Barts in dem Gothaischen Hofcalender von 1781, wohin ich die Leser verweise. Ich setze hier nur noch hinzu, daß in Frankreich Franz I. nach einem Zwischenraum von drey Jahrhunderten die Bartmode zuerst wieder aufbrachte, und das Heinrich IV. der letzte König war, der einen Bart trug. Ludwig der XII und XIV. bestiegen beyde den Thron in einem Alter, wo man noch keinen Bart hat, und die Hofleute und Bürger entsagten sogleich diesen Prunk aus Politik, und ließen sich rasiren, um keinen Vorzug vor ihrem Monarchen zu haben. Ludwig XIV. als er zu einem reifern Alter kam, behielt

nur einen ganz kleinen Zwickelbart, der daher „der königliche,“ moustache royale, genannt wurde. Gegen das Ende seines Lebens schafte er aber auch diesen ab, um seinen Hof zu verbergen, daß er grau und weiß geworden sey.

Mützen von groben Zeug waren die gewöhnliche Bedeckung des Hauptes beym gemeinen Volk; die Epoche der Hüthe fängt lange nachher an, und wurde nur ein Putz der Vornehmen; Karl V. trug bey einer Musterung seines Heers 1547 einen kleinen sammetnen Huth, den er unter den Arm nahm, als es zu regnen anfieng. Der älteste Filzhuth, von dem einige Nachricht auf uns gekommen, ist der, den der französische König, Karl VII., beym Einzuge zu Rouen, trug. Man kennt Gellerts bekannte Fabel von den Hüthen, und sie ist eine wahre Geschichte im Kleinen, der verschiedenen Veränderungen, die der Huth im Auf- und Niederkrempen, und in der Höhe und Plätte seines Deckels, durchwandert hat. Der erste Huth war mit niedergeschlagenem Rand.

Das Strumpfstricken ist eine Erfindung der Spanier, von ihnen kams nach Welschland, und 1561 oder 64 nach England. Heinrich II. trug in Frankreich den ersten seidenen, gestrickten Strumpf, und Elisabeth in England. Unsre alten Deutschen heißen die Strumpfstricker, „Hosenstricker“, weil man damals unter dem Namen, Hose, die ganze Bekleidung der Beine und Hüften begriff, die aus einem Stück war, bis man in frühern Zeiten sie trennte, und dem Obertheil den alten Namen, Hose, ließ, das Untertheil aber „Strumpf“ betitelte.

Filet ist weit älter, und der Gebrauch der filetnen Halstücher nicht minder, denn schon die Limpurger Chronik sagt: „die Frauwen trugen neuwe weite Hauptfinstern, also daß man ihre Brust und Dutten beynahe halb sahe.“

Es wäre zu weitläuftig, wenn ich bis auf die Römer und Griechen zurückgehn, und ihre Schuhe beschreiben wollte; der Alterthumskundige kennt und findet sie auf Schaumünzen und Denkmälern; jetzt sind sie nicht mehr im Gebrauch. Karl IX. von Frankreich errichtete 1573 die Gilde der Schuster. Die erst vor wenigen Jahren aufgekommene „Galochen“ stammen an Gestalt und Namen von den Halbschuhen der Kapuziner her, und die Zimmerpantoffeln findet man bereits im Zeitalter Franz des I. Die Schuhe waren sehr spitzig, und am Ende aufwärts gebogen. Diese Biegung oder Schnabel wurde sogar in Frankreich ein Zeichen des Standesunterschieds, nachdem der Schnabel groß oder klein war. Bey gemeinen Leuten betrug seine Länge einen halben Fuß, bey den wohlhabendsten Bürgern einen Fuß, und bey den Vornehmen und Fürsten zwey Fuß. Dieser Schnabel wurde überdies mit einem Paar langen Hörnern, ungeheuern Krallen, Nägeln, oder andern seltsamen Figuren, aufgeputzt. Man nannte diese Art Schuhe, à la Poulaine, vielleicht, weil ihr Erfinder so geheissen hatte. Andere behaupten, daß sie ihr Daseyn Heinrichen, Sohn des Geoffroi Plantagenet, Grafen von Anjou, verdanken, der für den schönsten und vollkommensten Prinzen seiner Zeit gehalten wurde, und sich über einen ziemlich langen Auswuchs an der Spitze seines Fusses so kränkte, daß er, um diesen Fehler zu verbergen, sich Schuhe mit solchen Schnäbeln machen ließ; die Hofleute folgten ihrem Herrn nach, und bald wurde die Mode allgemein. Die Geistlichen, die Feinde der Moden, predigten dagegen, als gegen eine Sünde, und die Fürsten verboten sie durch Prachtgesetze: unter Ludwig XI. sah man diese Art Schuhe zum letztenmal.

(Die Fortsetzung folgt.)

2. Eine

2.

Eine Rangordnung aus alten Zeiten.

Von Wallenrodt, Heermeister des deutschen Ordens, setzte bey einem feyerlichen Gastmahl die gegenwärtigen Ritter nach einer sehr sonderbaren Rangordnung. Den ersten Platz hatte ein österreichischer Ritter, welcher allein 60 Türken, die ihn verfolgten, erschlagen. Dann folgte der Markgraf von Meißen, weil seine Familie dem Orden stets beygestanden. Hierauf der schottische Graf Jkildermird, weil sein Vater den König zu retten, sein Leben hingegeben. Ferner: Graf Robert, der die Kaiserwürde ausgeschlagen. Hierauf folgte er selbst, weil er aus Liebe zum Orden eine schöne Braut ausgeschlagen. Dann saß der westphälische Thanner Degenhardt, weil er seinen Feinden, die seinen Vater umgebracht, vergeben. Neben ihm saß ein Ritter, Friedrich, weil er Niemand etwas abgeschlagen, der ihn im Namen des heiligen Georg gebeten.

3.

Ein Lied für fröhliche Herzen.

Von Quaalen vorzusingen,
Ist keine Dichterlust.
Helft, Musen! mir vollbringen
Ein Lied von heitern Dingen,
Gezeugt aus freyer Brust!

Gefühl der Seeligkeiten
Durchströhme ganz mein Herz;

Es ströhm' zu allen Zeiten,
Es ströhm' auf alle Seiten,
Und schwemme weg den Schmerz!

Es helfe mir erheitern,
Den Freund, der krank erliegt!
Es helfe mir erweitern
Den Weg, auf dem zu scheitern,
Sein Schiff im Sturme fliegt!

Auch mit geweinten Zähren
Erwecken Seeligkeit;
Wann dem, den Thränen nähren,
Sie Linderung gewähren,
Durch halbgetheiltes Leid.

Und wann bey wilden Klippen
Einst mir die Parze winkt;
So fließ' an meine Lippen
Die Fluth, gleich Aganippen *)
Aus der ein Dichter trinkt!

*) Aganippe, eine Quelle der Musen, in Böotien.

XI.

Fragmente.

Zur nöthigen Belehrung derjenigen, die Schweden bereisen wollen.

(Aus den Hamburgischen Addreß-Comtoir-Nachrichten.)

Es ist nicht leicht ein Land, in welchem man so angenehm und geschwind reisen könnte, als in Schweden,

den, wenn man gehörig unterrichtet ist, wie man die Reise aufs beste einrichten könne. Wenigstens ist kein Land in Europa, ausser Rußland, wo man so wolfeil reiset. Wenn ein Mann, der, um seiner Gesundheit aufzuhelfen, reisen will, aber dem es nicht gleichgültig ist, wie kostbar er reiset, mich um Rath fragte, welches Land er bereisen sollte, so würde ich ihn nach Schweden weisen. Ich würde ihm rathen zu thun, was ich den Umständen nach nicht ganz habe thun können, nemlich, von Stralsund auf Ystädt, und dann über Carlscrona, Norköping und Stockholm auf Gothenburg, von dort aber durch die vielen längst der See belegenen Städte nach Schonen, und entweder über Copenhagen oder über Ystadt nach Deutschland zurück zu reisen. Er wird Belehrung und Unterhaltung genug finden, wenn er eilen will, in sechs Wochen diese Reise vollenden können, und wenn er auch nicht in seinen Ausgaben geizt, für den dritten Theil desjenigen Geldes reisen können, was ihm in jedem andern Lande ein eben so langer Weg kosten würde. Aber er muß von vielem unterrichtet seyn, um sich die Reise angenehm und leicht zu machen, das man so leicht nicht erfährt, als bis man im Lande ist. Krebels Reisebuch giebt selbst in der neuesten Ausgabe vom Jahr 1775 einen theils unzulänglichen, theils irrigen Unterricht. Ich hatte zwar in Dännemark, wo ich mich eilig entschloß, einen Theil Schwedens zu besehen, vieles erfragt; aber ich erfuhr doch nicht in allen Stücken das Rechte, und mußte deswegen, bis ich nach Gothenburg kam, manches Ungemach unterwegs leiden, das ich nicht hätte leiden dürfen, wenn ich gehörig unterrichtet gewesen wäre.

Das Angenehmste, worauf man durch ganz Schweden Rechnung machen kann, sind schöne Wege. Sie sind mir, überhaupt genommen, noch besser als die Eng-

lischen Landstrassen vorgekommen, welche doch nicht durchgängig gleich unterhalten werden, und wo man manche tiefausgefahrne Spur antrift, dergleichen mir in Schweden gar nicht vorgekommen ist. Auch ist in Schweden die Sorge allgemeiner, auch für die Nebenwege. Sandwege giebt es dort nur wenige, die freylich nicht besser, wie in andern Ländern sind, doch veranlaßt mich dieß, eines sehr guten und nachahmenswürdigen Mittels zur Besserung der Sandwege zu erwähnen, das ich auf eben dieser meiner Reise im Schleswigischen bemerkt habe. Es besteht darin, daß man alle halbe Jahre Heide in den Sandweg fahren läßt, die sich freylich bald unterwühlt oder verzehrt, aber, wenn dies lange fortgesetzt seyn wird, den Weg endlich härter machen muß, und doch immer den dazu angehaltenen Landmann, zumal wenn er die Heide gleich neben dem Wege hauen kann, weniger kosten, als andere Wegebesserungen. Nur Schade, daß dies schöne Mittel auch nicht allgemein benutzt wird, und von der Betriebsamkeit der Herren Beamten abzuhängen scheint!

Auf jenen schönen Wegen in Schweden kann man mit jedem Fuhrwerke fahren. Vom Spurhalten desselben, das einem Reisenden in Deutschland so manchen Verdruß, ja selbst Gefahr macht, ist hier nicht die Rede. Mir ist auch nicht die Möglichkeit des Umwerfens erschienen, und kein über dem Weg sich hinstreckender Baum hat mir jemals gedrohet. Kein Highwayman macht sich meiner Geldbörse fürchterlich, und noch vielweniger hört man von andern Räubern, die, wie der deutsche Strassenräuber, deswegen morden müssen, weil kein schnelles Pferd ihnen die Flucht erleichtert. Auf hundert Schwedischen Meilen, die ich bereiset habe, hat man mir nicht einmal Wegegeld, nur selten auf beträchtlichen Brücken Geld abgefodert. Ueber einen Fluß setzte

man

man uns und unser Fuhrwerk mit einer Fähre über, und auch hier ward uns nichts abgefordert.

Mit einem eignen Fuhrwerke nach Schweden überzugehen, macht im Sunde grosse Kosten. Ueberhaupt ist diese Ueberfahrt auch für einen einzelnen Reisenden sehr kostbar. Diese Sache scheint bisher noch der Landesherrlichen Aufmerksamkeit sich entzogen zu haben, wird aber, wie ich glaube versichern zu können, nicht lange mehr so bleiben. Von Kiel kann man jetzt nach Copenhagen für vier Thaler zur See auf dem Paketboote reisen. Auf den kleinen Belt bekömmt man für zwey Thaler ein Schiff, das auch schweren Sturm aushalten kann. Aber im Sunde muß man sich gefallen lassen, für die Ueberfahrt in einem nichtswürdigen Boote zu geben, was gefordert wird, und auch ein einzelner Mann wird, alle Nebenkosten eingerechnet, nicht unter drey Thaler von Helsingöer nach Helsingborg übergehen können. Es ist eine alte Taxe, die aber zu geringe angesetzt, folglich in Abgang gerathen ist. In Helsingborg gilt eine vom Magistrat gesetzte Taxe, die sich nach der Zahl der zur Ueberfahrt dienstleistenden Hände richtet. Sie soll für zwey Menschen einen Reichsthaler betragen. Aber diese Leute wissen immer einen Vorwand, warum sie selb vierte fahren müssen, um das Doppelte zu fordern. So ist es mir bey dem schönsten Wetter ergangen. In einem wol zugerüsteten Boote würden zwey Männer hinreichend gewesen seyn. So aber hieß es, der Strom wäre so stark, und ich mußte an drey Mann und einen sehr überflüßigen Jungen zwey Speciesthaler für vierzig Minuten Arbeit bezahlen. Will man aber mit einem Fuhrwerk von der einen oder der andern Seite übersetzen, so steigt die Forderung ungeheuer.

In Helsingborg findet man immer eine Zahl Fuhrwerke, die von Reisenden dort hinterlassen sind, zum Kauf bereit stehen. Wer kein offnes Fuhrwerk scheuet, kann ein solches für acht bis zehn Thaler kaufen, auf welchen zwey Personen bequem genug neben einander sitzen können, und wenigstens ein Koffer Platz findet. Eben solche Fuhrwerke findet man auf den meisten Stationen, wofür man denn eine Kleinigkeit neben dem Fuhrlohn bezahlt; aber man kann sich doch nicht immer darauf verlassen, sondern muß auch zuweilen mit einem einspännigen Karren vorlieb nehmen, auf welchen die Bagage geworfen wird, und sich selbst zum Reiten nöthigen lassen. Wenigstens gieng es mir so auf der letzten Station vor Gothenburg, wo ich es am wenigsten vermuthete.

Ein solcher Wagen wird mit zwey Pferden bespannt, für welches Spann man auf den Landstationen einen Thaler Silbermünze für die Meile, in den Städten aber die Hälfte mehr bezahlt. Noch vor kurzem war das Postgeld um ein Beträchtliches geringer. Aber auch so ist es äusserst wolfeil. Denn ein Thlr. Smt. ist ein Sechstheil eines Species Reichsthalers, und die Schwedische Meile gleicht beinahe anderthalb deutsche Meilen. Diese Pferde sind zwar klein und dürre, laufen aber äusserst geschwind. Sehr oft haben sie mich in einer Stunde eine Meile gefahren, wenn ich den Fuhrmann zu einem guten Trinkgelde Hofnung machte. Dies ist gewöhnlich zwey Oer für die Station, und drey Oer machen den Werth eines Schillings Lübisch. Ich nahm aber zur Regel, ein Oer für die Viertelmeile zu geben, und habe damit viel vergnügte Menschen gemacht.

Vor

Vor diesem mußten nach Königlicher Verordnung immer einige Spann Pferde auf den Stationen warten, um sogleich, wenn eine Fuhr ankam, vorhängen zu können. Dies aber hat, wenigstens auf den minder befahrnen Landstrassen, nicht mehr Statt. Und in der That beschwerte es den Landmann zu sehr. Deswegen ist es nicht rathsam, es darauf ankommen zu lassen. Denn die vorspannenden Bauern wohnen oft eine Meile weit von der Station, und müssen, wenn sie die Botschaft bekommen, daß sie Pferde vorspannen sollen, noch Stunden lang hinter ihren Pferden herlaufen, die zwischen den Klippen und im Gehölze weiden. In Städten ist es, ich weiß nicht, warum? noch schlimmer. Man läßt deswegen einen Laufzettel durch einen sogenannten Vorboten vorausschicken, so weit als man in Einem fortzureisen gedenkt, und bestimmt die Stunde, da man auf jeder Station anzukommen glaubt. Dafür bezahlt man nur ein Pferd mehr, und so steigen die Kosten für jede Schwedische Meile auf ungefähr ein Mark Lübisch für die Landstationen. Bleibt man aber alsdenn zurück, so ist der Fuhrmann befugt, für jede Stunde, die er gewartet hat, einen Dr. Smt. zu fodern.

Dieser Umstand macht es rathsam, den Laufzettel nicht auf weiter, als auf wenige Stationen voraus zu senden, dann aber lieber zwey Stunden liegen zu bleiben, daß ein neuer Vorbote voraus reiten kann. Denn man ist doch nicht vor allen Vorfällen sicher, welche die Reise aufhalten können, am wenigsten vor solchen, dergleichen einen ich zu Carlscrona erlitt, und den ich theils zur Warnung anderer, theils pour la rareté du fait, aber nach der strengsten Wahrheit, zu erzählen für Pflicht halte.

Man ist auf den Dänischen Inseln und in Schweden ganz anders angehalten, sich mit Pässen zu versehen, als ein Reisender dies in Deutschland gewohnt ist. Man kann sich darein schicken. Denn alles läuft gewöhnlich darauf aus, daß der Paß im Thore abgegeben, und dann durch einen Soldaten mit der Unterschrift des Commandanten oder wachthabenden Officiers ins Wirthshaus gebracht wird, dem man denn eine Kleinigkeit für seinen Weg bezahlt. So war es in Gothenburg mir ergangen, und beym Ausreisen hatte man uns nicht nach Pässen, ja nicht einmal nach Nahmen gefragt, ungeachtet dieser Platz eine geschlossene Vestung ist. So ergieng es mir auch bey der Einfahrt in Carlscrona, welches keine Vestung ist, und als eine Insel nur ein einziges Thor hat Am Tage vor meiner Abreise hatte ich einen Vorboten auf acht Stationen bis vor Christianstadt reiten lassen, um diesen zwölf Schwedische Meilen langen Weg sicher in einem Tage zu machen. Weder im Wirthshause noch im Thore sagte mir jemand, daß noch in Ansehung der Pässe etwas zu beobachten wäre. Schon waren auf der nächsten Station die bestellten Pferde vorgehangen, als der Wirth, (denn in Schweden sorgen die Wirthe, nicht Postmeister fürs Vorspann) an den Wagen trat, und nach unsern Pässen fragte. Dies wunderte mich. Aber, da er uns ein zwey Monat altes an ihn gerichtetes Briefchen von der Blekingischen Landes-Canzelei vorzeigte, nach welchem er bey schwerer Strafe das Vorspann einem jeden versagen sollte, dessen Paß nicht in Carlscrona auf der Landes-Canzelei bey der Abreise producirt und unterzeichnet wäre, so war, um kurz zu seyn, das Ende der Sache dieses, daß unsre Pferde wieder ausgespannt wurden, und ich nach Carlscrona anderthalb Schwedische, das ist zwei ein Viertel deutsche Meilen

weit,

weit, zurück mußte. Hier eilte ich zu meinem gewesenen Wirth, um ihm zu verweisen, daß er mir nichts von dieser Sache gesagt, und mich einem solchen Verdruß ausgesetzt hätte. Er machte aber die bündige Entschuldigung, daß ihm von diesem Befehl seiner hohen Obern nichts bewußt wäre, bestätigte auch dieses auf der Landes-Canzelei dem Secretair, dessen Nahme dem Befehl untergesetzt war. Nun glaubte ich freylich, diesem Herrn Secretair sagen zu dürfen, daß es mich befremdete, solche Befehle nicht in den Wirthshäusern, auch nicht am Thore, sondern auf den Stationen angelegt, und so den Reisenden in die verdrießlichste Verlegenheit zu sehen. Husch stand der Mann auf von seinem Pulte, zog mich am Arme in ein ansehnliches nahe dabey belegenes Haus, führte mich eine Treppe hinauf durch verschiedene Zimmer an das Bette eines ältlichen kranken Mannes, der die Mine eines feinern Mannes, als der Herr Secretair, hatte, und mit dem ich, weil er deutsch zu verstehen schien, mich gern näher erklärt hätte. Ich wußte nicht, was dieser Krankenbesuch zur Absicht hätte, muthmaßete aber doch richtig, daß der Kranke der Herr Landeshauptmann von Bleking wäre. Ehe ich aber zur Sprache kommen konnte, hatte jener demselben auf Schwedisch zugesprochen, was ich nicht verstand, das aber gewiß nicht zu meinem Vortheil geredet war. Denn kaum öfnete ich den Mund, um zu sagen, daß ich ja solche Verfügungen nicht hätte vermuthen können, da ich in Gothenburg nichts dergleichen erfahren hätte, als der Kranke mir mit bitterm Ernst sagte: Sie müssen vorsichtig sprechen. Es ward mir zu weitläuftig, a iudice male informato ad melius informandum zu appelliren. Ich folgte also willig dem Herrn Secretair wieder zur Landes-Canzelei. Hier schickte sich dieser an, die Päße zu unterschreiben.

Als ich mich aber unterwand, meinem dort noch gegenwärtgen Wirthe und zwey andern Herren von der Canzelei zu wiederholen, daß ich zum Besten anderer wünschte, daß die Herren ihre Befehle am rechten Orte, das ist, in den Wirthshäusern und in dem Thore, nicht aber auf den Stationen, anlegen mögten, sprang der menschenfreundliche Mann von seinem Pult auf, und drohete mich, vest zu halten und fiscalisch anzuklagen. Ich habe, sagte ich, nichts mit Ihnen weiter zu schaffen. Geben Sie mir nur die Pässe. Ich lasse mich nicht commandiren, antwortete er. Ich commandire nicht, sondern ich bitte Sie darum, erwiederte ich. Er polterte mir viel auf Schwedisch vor, das ich nicht verstand, in der deutlichen Absicht, mich, da er mich nach einem so empfindlichen Verdrusse etwas warm sahe, so zu entrüsten, daß er noch Ursache zu seinem fiscalischen Proceß an mir finden könnte. Mein Wirth schlich sich schon davon, um nicht Zeuge für oder wider mich seyn zu dürfen, und so stand ich verlassener Fremdling allein da. Aber ich habe sehr die Gabe, mich zu besitzen, wenn ich Thoren oder Boshafte vor mir sehe, wiederholte ihm unter seinem beständigen Poltern immer die höfliche Bitte, mir die Pässe zu geben, und so entgieng ich seinen fiscalischen Griffen, die er nach mir that. Aufs Geld war's gar nicht angesehen. Denn ich fragte vergebens, ob und was ich zu bezahlen hätte. Der Fehler war nur, daß die Herren Befehle zu geben gut gefunden, aber nicht daran gedacht hatten, sie am rechten Orte anzulegen. Die Folge war, daß ich auf allen Stationen, bis vor Christianstadt, meine bestellten Pferde nicht mehr vorfand, auf jeder Station mehr oder weniger für die Versäumniß bezahlen, fünf Meilen vor Christianstadt zu Nacht bleiben mußte, und einen ganzen Tag an meiner Reise verlor. In Christianstadt,

stadt, das eine geschlossene starke Vestung ist, machte ich mich auf starke Nachforschungen wegen meines Passes gefaßt. Aber man fragte uns beym Ein- und Ausreisen nicht nach Paß, nicht nach Nahmen. Denn es war hier eine andere Provinz, und der Herr Landeshauptmann anders, als der in Bleking gesinnt. Dies mag sich der Reisende wol merken, und ja nicht etwan erwarten, wie ich that, im ganzen Reiche einerley Verfügungen anzutreffen.

Indessen sind doch die Königlichen Verordnungen so sehr zum Vortheil des Reisenden eingerichtet, als man es in keinem andern Lande findet. Auf jeder Station liegt ein sogenanntes Tagebuch, in welches der Reisende seinen Namen, die Zeit seiner Ankunft und Abreise schreibt, und auf einer breiten Columne Raum zu seinen Anmerkungen und Klagen findet, wenn ihm dazu Ursache entsteht. Dies Buch geht monatlich an den Landshauptmann, und ich hoffe, daß der Herr Landshauptmann in Bleking meine Klagen über das, was ich auf allen Stationen seiner Provinz in Folge des mir in Carlscrona gemachten Verdrusses erlitten habe, gelesen, und zum Besten anderer Reisenden wol beherzigt haben werde. Kein Wirth läßt auch den Reisenden fahren, bevor er regelmäßig alles nöthige eingeschrieben hat.

Auch in den Wirthshäusern ist durch Königliche Verfügung für den Fremden gut genug gesorgt. Mir hat es nicht gefehlt, auf jeder Landstation, wo ich zu bleiben Lust hatte, Betten für zwey Personen zu finden. Dies ist doch der Fall nicht immer in Deutschland. Und wenn man es ja zu schlecht auf einer Station trift, so kann man doch immer auf den guten Wegen auch die Nacht eine kurze Station weiter reisen, welches man in Deutschland nicht so

thun

thun kann. Aber mit einigen Lebensmitteln muß sich der Reisende versorgen, wenn er von einer Stadt ausreiset. Auf dem Lande kann man selten auf etwas anders, als auf Hausmannskost rechnen, und nur diese sind die Wirthe durch Königliche Befehle angewiesen, den Reisenden reinlich und gut zu reichen. Doch hat man mir oft, wenn ich nur nach einem abgekochten Ey fragte, Fische angeboten, welche das wasserreiche Schweden sehr gut und in Menge hat.

Ein Reisender thut sehr wol, wenn er sich, entweder ehe er ins Land kömmt, oder so bald er dazu gelangen kann, **G. Biurmanns Wegweiser durch Schweden, Gotland und Finland**, einen kleinen Octavband mit zwey sehr richtigen Reisecharten, anschaft. Er kann sich dadurch große Vortheile schaffen, seine Wege selbst aussuchen, und über alles, was ihm das Buch nicht sagt, von Stadt zu Stadt umständlich sich erkundigen. Es ist in dem Krebelschen Reisebuche ausgezogen, aber doch nicht vollständig genug. Mit diesem Buche in der Hand erfährt man auch keine Verlegenheit wegen der Sprache auf den Landstationen. Denn man weiß alles, was man seiner Reise wegen zu reden oder zu erfragen hat. In den Städten reden fast alle Wirthe deutsch, oder sind zum Theil Deutsche.

In Ansehung des Geldes ist man jetzt viel besser daran, als vor einigen Jahren. Zwar ist überall Papiergeld, aber doch auch baar Geld genug, um sich helfen zu können. Schweden hat jetzt neben dem Silber- und Kupfergelde, theils alte, theils neue Bankzettel. Von diesen sind die kleinsten auf zwey Reichsthaler gestellt. Mit diesen kömmt man auf dem Lande nicht fort, und man wird sie auch in Städten nicht anders als in kleine Zettel der ältern Art, welche nicht weiter als auf zwey Thaler Silber- oder sechs Tha-

Thaler Kupfermünze, das ist 22 Schilling Lübisch, herabgehen, mit etwas baarem Gelde verwechselt bekommen. Wenn man sich mit diesen noch zuweilen verlegen findet, so liegt es daran, daß man das Fuhrgeld allemal nach zurückgelegter Station bezahlt. Die Bauren, welche alsdann das Geld empfangen sollen, sind fast ganz ohne Geld, und die Wirthe sind, zumal, wenn man sich nicht aufhält und etwas bey ihnen verzehrt, sehr unwillig, ihr baares Geld im blossen Wechseln wegzugeben. Man muß also in den Städten so viel baar Geld, als man nur auftreiben kann, einwechseln, damit auf dem Lande sparsam haushalten, und es nicht anders weggeben, als wenn man sich mit den Zetteln nicht mehr helfen kann. Das neue Silbergeld, welches alles auf den Speciesfuß ausgemünzt wird, ist sehr schön. Das Kupfergeld ist schwerer an Gewicht, als meines Wissens in irgend einem andern Lande, bey gleichem Wehrt. Drey Oere, die sehr genau den Wehrt eines Schillings Lübisch haben, sind über 70 P. C. schwerer, als zwey neue Dänische kupferne Schillinge, die doch keinesweges zu leicht, sondern schwerer, als die Englischen Halfpennies sind.

B.

XII.
PIECES FUGITIVES.

LE DIMANCHE
ou les Filles de Minée.
A Madame Arnanche.

PAR M. DE LA VISCLEDE, *)
Sécretaire perpétuel de l'Academie de Marseille.

Vous demander, Madame Arnanche,
Pourquoi nos dévots paysans,
Les Cordeliers à la grand' manche
Et nos curés catéchisans
Aiment à boire le Dimanche.
J'ai consulté bien des Savans.
Huet, cet évêque d'Avranche,
Qui pour la Bible toujours penche,
Prétend qu'un usage si beau
Vient de Noé le patriarche,
Qui justement degoûté d'eau

S'eni-

*) Plusieurs journaux ont nommé comme auteur M. de Voltaire;

S'eni[illegible]ait au ſortir de l'arche.
Huet ſe trompe: c'eſt Bacchus;
C'eſt le législateur du Gange,
Ce dieu de cent peuples vaincus,
Cet inventeur de la vendange.
C'eſt lui qui voulut conſacrer
Le dernier jour hebdomadaire
A boire, à rire, à ne rien faire.
On ne pouvait mieux honorer
La divinité de ſon pere.
Il fut ordonné par les loix
D'employer ce jour ſalutaire
A ne faire œuvre de ſes doigts
Qu'avec ſa maitreſſe & ſon verre.

Un jour ce digne fils de Dieu
Et de la pieuſe Semele
Deſcendit du ciel au ſaint lieu,
Où ſa mere très peu cruelle
Dans ſon beau ſein l'avait conçu,
Où ſon pere l'ayant reçu
L'avait enfermé dans ſa cuiſſe:
Grands myſteres bien expliqués
Dont autrefois ſe ſont moqués
Des gens d'eſprit pleins de malice.

Bacchus à peine ſe montrait
Avec ſilene & ſa monture,
Tout le peuple les adorait.
La campagne était ſans culture;
Dévotement on folatrait,

Et toute la cléricature
Courait en foule au cabaret.

Parmi ce brillant fanatiſme
Il fut un pauvre citoyen
Nommé Minée, homme de bien
Et ſoupçonné de janſéniſme.
Ses trois filles filaient du lin,
Aimaient Dieu, ſervaient le prochain,
Evitaient la fainéantiſe
Fuyaient les plaiſirs, les amans,
Et pour ne point perdre de temps
Ne fréquentaient jamais l'égliſe.

Alcitoé dit à ſes Sœurs:
Travaillons & faiſons l'aumône.
Monſieur le Curé dans ſon prône
Donne-t-il des conſeils meilleurs?
Filons, & laiſſons la canaille
Chanter des verſets ennuyeux.
Quiconque eſt honnête & travaille
Ne faurait offenſer les Dieux.
Filons, ſi vous voulez m'en croire,
Et pour égayer nos travaux
Que chacune conte une hiſtoire
En faiſant tourner nos fuſeaux.
Les deux cadettes approuverent
Ce propos tout plein de raiſon,
Et leur ſœur qu'elles écouterent
Commença de cette façon:

Le travail eſt mon dieu, lui ſeul régit le monde;
Il eſt l'ame de tout; c'eſt envain qu'on nous dit
Que les Dieux ſont à table ou dorment dans leur lit.
J'interroge les cieux, l'air & la terre & l'onde:
Le puiſſant Jupiter fait ſon tour en dix ans.
Son vieux pere Saturne avance à pas plus lents,
Mais il termine enfin ſon immenſe carriere,
Et dèsqu'elle eſt finie, il recommence encor.
Sur ſon char de rubis mêlé d'azur & d'or
Apollon va lançant des torrents de lumiere.
Quand il quitta les cieux il ſe fit médecin,
Architecte, berger, menétrier, devin;
Il travailla toujours. Sa Sœur l'avanturiere
Eſt Hécate aux enfers, Diane dans les bois,
Lune pendant les nuits, & remplit trois emplois.
Neptune chaque jour eſt occupé ſix heures
A ſoulever des eaux les profondes demeures,
Et les fait dans leur lit retomber par leur poids.
Vulcain noir & craſſeux, còurbé ſous ſon enclume,
Forge à coups de marteau les foudres qu'il allume.

On m'a conté qu'un jour croyant le bien payer,
Jupiter à Vénus daigna le marier.
Ce Jupiter, mes Sœurs, était grand adultere;
Vénus l'imita bien: chacun tient de ſon pere.
Mars plut à la friponne; il était colonel,
Vigoureux, impudent, s'il en fut dans le ciel,
Talons rouges, nez haut, tous les talens de plaire;
Et tandiſque Vulcain travaillait pour la Cour,
Mars conſolait ſa femme en parfait petit-maitre,
Par air, par vanité plutôt que par amour.

Le mari méprisé, mais très digne de l'être,
Aux deux amans heureux voulus jouer d'un tour.
D'un fil d'acier poli, non moins fin que solide,
Il façonne un réseau que rien ne peut briser.
Il le porte la nuit au lit de la perfide.
Lasse de ses plaisirs il le voit reposer
Entre les bras de Mars; & d'une main timide
Il vous tend son lacet sur ce couple amoureux.
Puis marchant à grands pas, encor qu'il fût boiteux,
Il court vîte au soleil conter son aventure.
Toi qui vois tout, dit-il, viens & vois ma parjure
Cependant que Phosphore aux bords de l'Orient
Au devant de son char ne parait point encore,
Et qu'en versant des pleurs la diligente Aurore
Quitte son vieil époux pour son nouvel amant,
Appelle tous les Dieux; qu'ils contemplent ma honte,
Qu'ils viennent me venger. . . . Apollon est malin,
Il rend avec plaisir ce Service à Vulcain.
En petits vers galans sa disgrace il raconte;
Il assemble en chantant tout le conseil divin.
Mars se réveille au bruit aussi bien que sa belle.
Ce dieu très eshonté ne se dérangea pas;
Il tint sans s'étonner Vénus entre ses bras,
Lui donnant cent baisers qui sont rendus par elle.
Tous les Dieux à Vulcain firent leur compliment.
Le pere de Vénus en rit longtemps lui-même.
On vanta du lacet l'admirable instrument,
Et chacun dit, bon homme, attraper nous de même.

Lorsque la belle Alcitoé
Eut fini son conte pour rire,

Elle

Elle dit à sa Sœur Thémire:
Tout ce peuple chante *Evoé*.
Il s'enivre, il est en délire;
Il croit que la joie est du bruit.
Mais vous que la raison conduit
N'auriez vous dont rien à nous dire?
Thémire à sa Sœur répondit:
La populace est la plus forte.
Je crains ces dévots, & fais bien.
A double tour fermons la porte,
Et poursuivons notre entretien.
Votre conte est de bonne sorte,
D'un vrai plaisir il me transporte;
Pourrez-vous écouter le mien?

C'est de Vénus qu'il faut parler encore.
Sur ce sujet jamais on ne tarit.
Filles, garçons, jeunes, vieux, tout l'adore.
Mille grimouds font des vers sans esprit
Pour la chanter. Je m'en suis souvent plainte;
Je détestois tout médiocre auteur;
Mais on les passe, on les souffre, & la sainte
Fait qu'on pardonne au sot prédicateur.

Cette Vénus que vous avez dépeinte,
Folle d'amour pour le dieu des combats,
D'un autre amour eut bientôt l'ame atteinte.
Le changement ne lui déplaisait pas.
Elle trouva devers la Palestine
Un beau garçon dont la charmante mine,
Les blonds cheveux, les roses & les lis,

Les yeux brillans, la taille noble & fine,
Tout lui plaifait, car c'était Adonis.
Cet Adonis, ainfi qu'on nous l'attefte,
Au rang des Dieux n'était pas tout-à-fait;
Mais chacun fait combien il en tenait.
Son origine était toute célefte.
Il était né des plaifirs d'un incefte,
Son pere était fon ayeul Cinira
Qui l'avait eu de fa fille Mirra;
Et Cinira, ce qu'on a peine à croire,
Etait le fils d'un beau morceau d'ivoire.
Je voudrais bien que quelque grand docteur
Pût m'expliquer fa généalogie.
J'aime à m'inftruire, & c'eft un grand bonheur
D'être favante en la théologie.

Mars fut jaloux de fon charmant rival.
Il le furprit avec fa Cythérée,
Le nez collé fur fa bouche facrée,
Faifant des dieux. Mars eft un peu brutal;
Il prit fa lance, & d'un coup déteftable
Il tranfperça ce jeune homme adorable
De qui le fang produit encor des fleurs.
J'admire ici toutes les profondeurs
De cette hiftoire, & j'ai peine à comprendre
Comment un dieu pouvait ainfi pourfendre
Un autre dieu. Ca, dites-moi, mes Sœurs,
Qu'en penfez-vous? parlez-moi fans fcrupule:
Tuer un Dieu n'eft-il pas ridicule?

Non,

Non, dit Climene; & puiſqu'il était né,
C'eſt à mourir qu'il était deſtiné.
Je le plains fort; ſa mort parait trop prompte.
Mais pourſuivez le fil de votre conte.

Notre Thémire aimant à raiſonner,
Lui répondit: je vais vous étonner.
Adonis meurt; mais Vénus la féconde,
Qui peuple tout, qui fait vivre & ſentir,
Cette Vénus qui créa le plaiſir,
Cette Vénus qui répare le monde,
Reſſuſcita ſept jours après ſa mort
Le dieu charmant dont vous plaignez le ſort.

Bon! dit Climene; en voici bien d'un autre.
Ma chere Sœur, quelle idée eſt la vôtre!
Reſſuſciter les gens! je n'en crois rien.
Ni moi non plus, dit la belle conteuſe;
Et l'on peut être une fille de bien
En ſoupçonnant que la fable eſt menteuſe.
Mais tout cela ſe croit très fermement
Chez les docteurs de ma noble patrie,
Chez les Rabbins de l'antique Syrie,
Et vers le Nil où le peuple en danſant
De ſon Iſis entonnant la louange,
Tous les matins fait des dieux & les mange.
Chez tous ces gens Adonis eſt fêté.
On vous l'enterre avec ſolemnité.
Six jours entiers l'enfer eſt ſa demeure;
Il eſt damné tant en corps qu'en eſprit.
Dans ces ſix jours chacun gémit & pleure,

Mais le septieme il ressuscite, on rit.
Telle est, dit-on, la belle allégorie,
Le vrai portrait de l'homme & de la vie.
Six jours de peine un seul jour de bonheur.
Du mal au bien toujours le destin change;
Mais il est peu de plaisirs sans douleur,
Et nos chagrins sont souvent sans mélange.

De la sage Climene enfin c'était le tour.
Son talent n'était pas de conter des Sornettes,
De faire des romans ou l'histoire du jour,
De ramasser des faits perdus dans les gazettes,
Elle était un peu seche, aimait la vérité,
La cherchait, la disait avec simplicité,
Se souciant fort peu qu'elle fût embellie.
Elle eût fait un bon tome à l'Encyclopédie.
Climene à ses deux Sœurs adressa ce discours:
Vous m'avez de nos Dieux raconté les amours,
Les aventures, les mysteres;
Si nous n'en croyons rien, que nous sert d'en parler?
Un mot devrait suffire: on a trompé nos peres;
Il ne faut pas leur ressembler.
Les Béotiens nos confreres
Chantent au cabaret l'histoire de nos dieux
Le vulgaire se fait un grand plaisir de croire
Tous ces contes fastidieux
Dont on a dans l'enfance enrichi sa mémoire.
Pour moi, dût le Curé me gronder, après boire,
Je m'en tiens à vous dire avec mon peu d'esprit
Que je n'ai jamais cru rien de ce qu'on m'a dit.
D'un bout du monde à l'autre on ment & l'on mentit.

Nos

Nos neveux mentiront comme ont fait nos ancêtres.
Chroniqueurs, médicins & prêtres
Se sont moqués de nous dans leur fatras obscur.
Moquons-nous d'eux, c'est le plus sûr.
Je ne crois point à ces propheres
Pourvus d'un esprit de Pithon,
Qui renoncent à leur raison
Pour prédire les choses faites.
Je ne crois point qn'un dieu nous fasse nos enfans.
Je ne crois point la guerre des géans.
Je ne crois point du tout à la prison profonde
D'un rival de Dieu-même en son temps foudroyé.
Je ne crois point qu'un fat ait embrasé ce monde
Que son grand pere avait noyé.
Je ne crois aucun des miracles
Dont tout le monde parle & qu'on n'a jamais vus.
Je ne crois aucun des oracles
Que des charlatans ont vendus.
Je ne crois point.... La belle au milieu de sa phrase
S'arrêta de frayeur. Un bruit affreux s'entend;
La maison tremble; un coup de vent
Fait tomber le trio qui jase.
Avec tout son clergé Bacchus entre en buvant.
Et moi je crois, dit-il, Mesdames les savantes
Qu'en faisant trop les beaux esprits
Vous êtes des impertinentes
Je crois que de mauvais écrits
Vous ont un peu tourné la tête.
Vous travaillez un jour de fête!
Vous en aurez bientôt le prix,

Et

Et ma vengeance eſt toute prête:
Je vous change en chauve ſouris.

Auſſitôt de nos trois reclues
Chaque membre ſe raccourcit;
Pour leur aiſſelle il s'étendit
Deux petites ailes velues;
Leur voix pour jamais ſe perdit.
Elles volerent dans les rues
Et devinrent oiſeaux de nuit.
Ce châtiment fut tout le fruit
De leurs ſciences prétendues.
Ce fut une grande leçon
Pour tout bon raiſonneur qui fronde.
On connut qu'il eſt dans ce monde
Trop dangereux d'avoir raiſon.
Ovide a conté cette affaire;
La Fontaine en parle après lui;
Moi je la répete aujourd'hui,
Et j'aurais mieux fait de me taire.

Register

über die vier Stücke der Olla Potrida vom Jahre 1780.

(Die Römische Zahl bedeutet das Stück, und die Deutsche die Seite.)

Abhandlungen und vermischte Aufsätze

Skiz-

Anekdoten.

Auszüge.

Biographien.

Briefe.

Dramatische Aufsätze.

Frag-

Fragmente.

Gedichte.

Miscellanien.

Naturgeschichte.

Pieces fugitives.

Romane.

